

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Juli bis September 2024 *[Andrea Herrmann]*
- S.13 Sand zwischen den Zehen *[Christa Blenk]*
- S.15 Ottos Trip in die Vergangenheit *[Oliver Fahn]*
- S.17 Bremsspur *[Christian Knieps]*
- S.19 Erdbeben in Antofagasta *[Gert W. Knop]*
- S.21 Nur ein Traum / Only a Dream *[Gert W. Knop]*
- S.22 Der Radfahrer / The Cyclist *[Gert W. Knop]*
- S.23 2 x Tiere, unerwartet *[Johannes Witek]*
- S.24 Apoll und Zeus *[Pawel Markiewicz]*
- S.24 Dunkel und hell *[Katja Leonhard]*
- S.25 Im Wald *[Irena Habalik]*
- S.26 Kochrezept: „Casserole Noirmoutière“ *[Christa Blenk]*
- S.27 Vogelfrei – der Pop-up-Buchladen für Selfpublisher:innen *[Dario Schrittweise]*
- S.30 Rezension „Hölderlinturm“ von Gerd Egelhof *[Andrea Herrmann]*
- S.31 Wettbewerbe *[Andrea Herrmann]*

Liebe Leserin, lieber Leser,

diese Ausgabe führt Sie in den Wald und an den Strand, in den Geschwindigkeitsrausch und ins Erdbeben, aber auch in einen Pop-up-Buchladen in Berlin. Vielleicht setzt sich dieses Konzept auch in anderen Städten durch?

Herbstliche Grüße!

Andrea Herrmann

Titelbild „Herbstblätter“ von Gert W. Knop

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,40+1,60= 5 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag). Jedes weitere Exemplar derselben Bestellung kostet 3,40 €, genauso auch die elektronische Ausgabe.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Maybachstr. 23, D-71706 Markgröningen oder per E-Mail: veilchen“at“geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch

Juli bis September 2024

In diesem Quartal reiste ich in die Vergangenheit und in die Zukunft.

„*Freiheitsgeld*“ Andreas Eschbach ist ein Near-Future-Science-Fiction-Roman aus dem Jahr 2064, in dem das bisher oft diskutierte bedingungslose Grundeinkommen vor 30 Jahren in ganz Europa eingeführt wurde. Aber nicht, um der Menschheit etwas Gutes zu tun, sondern weil Europa aufgrund einer Wirtschaftskrise kombiniert mit fortschreitender Automatisierung und Arbeitslosigkeit kurz vor einem Bürgerkrieg stand.

Das Freiheitsgeld klingt wie eine gute Sache, aber hier wird beschrieben, wie die Eliten dieses Freiheitsgeld missbrauchen könnten, um noch mehr Macht zu erlangen. Aufgedeckt wird diese Intrige durch einen Polizisten, der zwei Mordfälle untersucht und schließlich auch einen Polizistenmord.

Das Bürgergeld reicht zum Leben, aber auf Einkommen bezahlt man 60-80 % Steuer. Es bleibt also nicht viel übrig. Man arbeitet selten für mehr Geld, sondern für andere Vergünstigungen, beispielsweise in einem abgeschotteten Luxuswohnviertel wie der „Oase“ leben zu dürfen, aus Berufung (z. B. der Polizist) oder weil sie als Handwerker am Finanzamt vorbei verdienen. Ersparnisse sammelt niemand mehr an, und reich sind nur diejenigen, die schon vorher Vermögen besaßen. Es gibt also keinen sozialen Aufstieg mehr.

Dass nur noch wenige Menschen arbeiten, ist kein Problem. Die Automatisierung ist vorangeschritten. Roboter erledigen die meiste Arbeit. Diese sind durch ihre Massenproduktion billiger geworden. Ganze Häuser entstehen im 3D-Drucker. Der Umweltschutz wird durch die Automatisierung unterstützt. Beispielsweise Kleidung wird maßgeschneidert und erst auf Anfrage produziert, ohne Verschwendung. Und es wurde üblich, ohne Möbel umzuziehen. Man übernimmt die Einrichtung der Vorgänger und tauscht nur aus, was einem nicht gefällt. Es werden weiträumige Naturschutzzonen ausgewiesen. Denn: „Die Erde ist kein Planet wie jeder andere.“ Ein wahr gewordenes Paradies?

Die Schulpflicht wurde abgeschafft, aber ohne Bildung gibts auch keinen Job. Stattdessen erschaffen die Menschen mehr Kunst. Das ist den Reichen recht, da Kunstwerke „wenig Einfluss auf das Geschehen haben. Zumal die Überfülle von Kunst – oder was sich dafür hält – bewirkt, das einzelne Werke unbedeutend zu machen, selbst wenn es gut sein sollte. Es interessiert niemanden, weil alle mit ihren eigenen Werken beschäftigt sind.“

Das Bürgergeld wurde u. a. durch die Abschaffung des Bargelds finanziert, das dem Staat hohe Kosten verursachte – schätzungsweise 4,5 Milliarden in Deutschland und 140 Milliarden in der EU. Gleichzeitig gibt es eine fast vollständige Totalüberwachung, was der jungen Generation selbstverständlich und als Garant für Sicherheit erscheint. Die individualisierte Medizin ermöglicht eine optimale Behandlung von Krankheiten, aber auch Manipulationsmöglichkeiten bis hin zur autoritären Steuerung der Fruchtbarkeit des Einzelnen. Interessant fand ich diesen Gedanken des ramponierten Polizisten in Zivil: „So konnte ich doch in keinen Bus einsteigen. Da wäre doch der Alarm losgegangen.“ Schön finde ich auch, wie unsere Romanhelden der Überwachung entkommen durch die Verwendung von veralteten

Technologien, die ja immer noch funktionieren: Kameras ohne Internetzugang, ein nicht selbstfahrendes Motorrad, ...

In dieser Welt sterben zwei Personen gleichzeitig und zwar kurz vor dem 30jährigen Geburtstag des Freiheitsgeldes: Der Politiker im Ruhestand Robert Havelock, der das Freiheitsgeld einst einführte, und der Journalist, der damals schon gegen dessen Einführung anscrieb. Der Polizist Ahmad Müller forscht nach und kommt einer ungeheuerlichen Verschwörung auf die Spur. Der Krimi ist spannend erzählt. Der Leser weiß mehr als die Ermittler und ahnt eine ganze Menge. Unter anderem merkt man schnell: In diesem Stoffhund, der ständig hin- und hergeschoben wird, muss irgendetwas versteckt sein. Am Ende findet Ahmad die Wahrheit heraus, doch die Intrige ist schon zu weit fortgeschritten, die Ultrareichen sind zu mächtig. Zu spät, noch etwas zu ändern!

Das Buch ist gleichzeitig Krimi und gut durchdachtes Zukunftsszenario. Diese Welt der Zukunft und wie sich dieses Umfeld auf die Menschen auswirkt, erscheint plausibel, fast schon zwangsläufig. Vielleicht wollen wir das Freiheitsgeld doch nicht...? Wobei die Totalüberwachung, manipulierte Medikamente und Vollautomatisierung auch ohne Freiheitsgeld möglich sind – aber das ist ein anderes Thema.

„Der Jesus-Deal“ von Andreas Eschbach beschreibt zum einen, was passierte nach dem Roman „Das Jesus-Video“, zum anderen auch die Vorgeschichte. Eschbach nimmt dabei die Herausforderung an, eine Zeitreise zu konstruieren, welche die Vergangenheit nicht verändert, sondern genau zu den Ereignissen führt, von denen wir schon wissen, dass sie so stattgefunden haben. Das ist im Prinzip ganz gut gelungen, aber es wurden auch ein paar Chancen vertan, manches wird nur ungenügend erklärt und manches auch gar nicht. Schade. Warum hat er das Buch nicht mir zum Lektorieren gegeben? Ich hätte da noch die eine oder andere gute Idee beitragen können. Aber vielleicht schreibe ich selbst mal einen Roman über eine Zeitreise zu Jesus. :-)

Was gut klappt ist der Loop, dass hier eine christliche Sekte agiert, die ursprünglich von einem Michael Spector gegründet wurde. Dieser hatte im Zweiten Weltkrieg das Bombardement eines britischen Dorfes vorhergesehen und damit den Bewohnern das Leben gerettet. Daraufhin wird er als Prophet verehrt. Zufällig ergibt es sich, dass eine Schwedin mit einer Zeitschrift in der Hand aus dem Jahr 1994 ins Jahr 1959 in den USA katapultiert wird und zufällig einem Mitglied dieser Sekte begegnet, das zufällig für einen geplanten Missionseinsatz Schwedisch gelernt hatte. Mit Hilfe der Zeitschrift kennt er die Aktienkurse der Zukunft und wird unermesslich reich. Dieser Reichtum erlaubt ihm, eine Zeitmaschine bauen zu lassen, mit deren Hilfe sein Sohn in die Vergangenheit reist, um dort das Jesus-Video zu drehen. Dieser Sohn wiederum landet durch einen technischen Fehler im Großbritannien im Zweiten Weltkrieg und weiß schon, dass morgen dieses Dorf bombardiert werden wird...

Offen bleibt aber die Frage, warum die Schwedin in Zeit und Raum versetzt wurde. Das wird lapidar mit einem zufälligen Mitnahmeeffekt einer Zeitreise und die Erdrotation erklärt. Mir genügt das nicht. „Göttliche Fügung“ klingt ja ganz gut, aber irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, dass mehr dahinter stecken müsse. Aber wohl doch nicht?

Offen bleibt auch, wer denn nun das Video in diesem Grab deponiert hat, von dem er wusste, dass es dort gefunden werden würde. In dem ganzen Durcheinander rund um die Kreuzigung wurde das nicht erwähnt. Im Gegenteil haben sich die Zeitreisenden aus dem Trubel zurückgezogen, samt ihren Kameras, und darüber diskutiert, ob man nicht Jesus retten könne, wolle oder solle oder dürfe. Da wird es dann auch theologisch. Wenn sie Jesus retten würden,

dann stürbe er nicht am Kreuz, um die ganze Christenheit von ihren Sünden zu erlösen. Und dann wären doch alle verloren! Nach dieser Logik würden Christen also Jesus eiskalt für ihre Sünden sterben lassen, selbst wenn sie ihn retten könnten? Meine Frage, ob denn Gott nicht groß genug ist, dass er unsere Sünden auch vergeben könnte, ohne dass sein Sohn am Kreuz stirbt, wird dabei leider nicht gestellt. Michael hat aber definitiv recht, als er seinen Mitreisenden vorwirft: „Ihr liebt Jesus nicht!“ Ja, aber hallo! Jesus zeigt so viel Mitgefühl für seine Mitmenschen, und die Christenheit findet es gut, dass er für sie stirbt? Was wäre passiert, hätten sie ihn ins 21. Jahrhundert gerettet?

Gut gefallen hat mir der Trick mit dem Osmium. Die Video-Kassette ist so eine Art Schrödingers Katze. Sie enthält einen Osmium-Streifen oder nicht. Solange sie nicht geöffnet ist, ist beides noch möglich. Darum sorgt der Milliardär zuerst dafür, dass alle entsprechenden Kassetten-Modelle mit diesem funktionslosen Streifen ausgestattet werden und anschließend öffnet der Wissenschaftler die Kassette. Siehe da: Sie enthält einen Streifen Osmium. Ich verstehe, dass sie so kontrollieren, dass die Kassette tatsächlich eine genau definierte Zeitreise durchgeführt hat. Aber warum verkaufen sie die gestreiften Kassetten an jedermann? Weil sie ohnehin sicher sein können, dass kein anderer damit in die Vergangenheit gereist sein kann als jemand vom Team? Aber dann hätte es doch auch genügt, nur die paar Kassetten des Zeitreiseteams entsprechend zu präparieren. Hm, das bleibt unklar.

Also, ich hoffe sehr, dass Eschbach noch einen dritten Band in Vorbereitung hat, der die offen gebliebenen Fragen beantwortet! Falls nein, würde ich mich als Ghostwriter gerne zur Verfügung stellen. Grins. Ich hätte da ein paar Ideen.

Besonders bitter fände ich es, wenn es sich herausstellte, dass Jesus eigentlich gar nicht hätte sterben müssen, sondern sein Tod durch die Zeitreisenden überhaupt erst verursacht wurde. Vielleicht aus der kleingeistigen Angst heraus, ihre Sünden könnten andernfalls nicht verziehen werden.

Die Schwedin wurde vielleicht absichtlich mit Hilfe einer (zweiten?) Zeitmaschine verschickt. Auch hierbei würde es sich um ein bewusstes Menschenopfer handeln, denn man weiß ja schon, dass sie wegen ihrer Herzkrankheit in der Vergangenheit von 1959 nicht medizinisch versorgt werden kann, im Gegensatz zu 1994. Aber der Jemand, der sie opfert, weiß genau, dass andernfalls die Zeitmaschine mangels Finanzen nie gebaut würde. Beides sind ganz typische ethische Fallbeispiele. Würde ich einen einzelnen Menschen opfern, um damit das zu erreichen, was ich für richtig halte? Kann man sich damit herausreden, dass es eigentlich schon passiert ist? Wenn wir Linearität und Kausalität aus der Perspektive des Zeitreisenden betrachten, ist letzteres genauso falsch wie das geozentrische Weltbild. So wie nicht die Sonne um die Erde kreist, um sie zu erwärmen, muss vielleicht auch nicht Gottes Sohn zu Tode gefoltert werden, damit alles so kommt, wie es nach unserem Wissen kam? Vielleicht wäre die Welt ohne diesen Opfertod sogar eine viel bessere? Man stelle sich vor, was noch alles möglich gewesen wäre, wenn Jesus 100 Jahre lang auf der Erde gewirkt hätte. Vielleicht wäre Pontius Pilatus Christ geworden und in der Folge der Kaiser in Rom? Mehrere Jahrhunderte an Christenverfolgung wären ausgefallen. Pax Romana und Pax Christiana wären dasselbe gewesen, weil römische Macht / Organisiertheit und christliche Tugend sich vereint hätten. Ich finde, Eschbach hat hier ausnahmsweise etwas zu eng gedacht, nicht viel weiter als die engstirnigen Sektenmitglieder in der Zeitkapsel. Aber es ist nicht zu spät. In „Der Jesus-Deal“ wird so wenig darüber berichtet, was damals passierte, dass noch alles offen ist, zumal Michael ja auch gelogen haben kann und die Wahrheit anders lautet. Es fehlt ein dritter Band!

Lustig fand ich das Ende der Zeitreise. Nicht nur Michael landet am falschen Ort in der falschen Zeit, sondern auch seine Teamkollegen werden buchstäblich in alle Zeiten verstreut und verursachen einige Anachronismen, über die die Wissenschaft von heute noch rätselt.

Ich schicke Eschbach einfach mal meine Buchkritik zu... Auf seiner Webseite behauptet er, er würde seine Post „eigenäugig“ lesen und manchmal sogar beantworten.

Er warnt zwar: „Zum Thema Manuskripte, Texte, Vorschläge noch eine Warnung: Bringen Sie mich nicht auf Ideen – Sie werden weder am Gewinn beteiligt noch namentlich erwähnt! Und spätestens wenn das Ding in Hollywood verfilmt wird, ärgern Sie sich – wetten?“

Jaa, ist OK. Geschenkt. Wenn ich den dritten Band selbst schreibe, bekomme ich sowieso Ärger, weil Fan Fiction urheberrechtlich immer problematisch ist. Man darf nicht einfach seine eigenen Romane in fremden Universen spielen lassen. Was schade ist, weil ich immer mal darüber nachdenke, meine Autobiographie in die Scheibenwelt zu verlegen. Aber ich muss mir meine eigene Welt ausdenken...

Eine sehr spannende dreizehnteilige Serie über eine andere Zeitreise fand ich in der ARD-Mediathek: „*Girl in my Diary*“: <https://www.ardmediathek.de/serie/girl-in-my-diary/staffel-1/Y3JpZDovL3dkci5kZS9naXJsaW5teWRpYXJ5/1>

Angekündigt war sie als Psychothriller, aber da die Zielgruppe Jugendliche sind, wurde es nicht allzu gruselig. Die Serie hat definitiv Spaß gemacht. Es gab die ganze Zeit etwas zu rätseln, aber diese Rätsel waren nicht zu leicht und nicht zu schwer. Es standen immer mehrere mögliche Interpretationen der Fakten zur Verfügung, aber ich habe jedes Mal schon vor Adam und Hawa die richtige Spur gefunden. Anfangs glaubte ich z. B., das Krankenhaus, in dem Adam nach drei Jahren Koma aufwacht, sei eine Simulation nach dem Motto „Sein Körper wird für immer gelähmt bleiben, aber sein Geist lebt in einer virtuellen Welt weiter und kann dort von seinen Eltern besucht werden.“ Das war falsch geraten. Spätestens nachdem er aus dem Krankenhaus flieht, löst meine Theorie sich in Luft auf. Dass Hawa beim Recherchieren im Internet wenig Informationen über Adam findet, ist wenig verwunderlich, weil er im Krankenhaus lag. Dass er aber keine neueren Informationen über sie findet als die Videos und Fotos, die sie im Jetzt zeigen, fiel mir leider auch erst später auf. Dass Adam und Hawa nicht ganz in derselben Welt leben, wird schon frühzeitig durch die Farben signalisiert. Hawas Welt ist hell und bunt, Adams Welt bedrückend und grau. Beide wohnen zwar in derselben Stadt, aber nicht im selben Jahr. Kommunizieren können sie über ein magisches Tagebuch. Während Adams dreijährigem Koma passierte etwas Schreckliches. Ein einschneidendes Ereignis hat den Lauf der Weltgeschichte gewendet und zahlreiche Leben zerstört. Adam kann in seiner Zeit danach recherchieren und für Hawa nachsehen, ob ihre Mutter ihre Krankheit überlebt. Und Hawa lebt in der Zeit davor, kann Adams Eltern Hoffnung geben und eventuell das schlimme Ereignis noch verhindern. Oder doch nicht? Schließlich muss sie sich dafür mit ihrer ärgsten Feindin anfreunden und deren Vertrauen gewinnen, und das ist nun wirklich nicht Hawas Stärke. Das Traurige ist: Wenn sie es verhindert, dann werden Adam und sie sich niemals kennen lernen. Oder doch?

In der dreizehnten und letzten Folge gipfelte die Spannung darin, dass ich minutenlang rief: „Drück den Feueralarm, drück den Feueralarm!“ Was Hawa dann auch tut. Juhu! Ich war auch sehr froh, dass das Mädchen nicht sein Leben opfern muss, um die Welt zu retten.

Es ist schlüssig dargestellt, wie das Tagebuch und die Freundschaft der beiden Teenager die Vergangenheit verändern. Hawa schreibt auf den Tag genau drei Jahre vor Adam ins Tagebuch

und wenn sie ihm heute das T-Shirt zerreißt, taucht der Riss in Adams Jetzt im Stoff und in seiner Erinnerung auf. Diese dreijährige Verschiebung bringt Struktur, Zwangsläufigkeit und Zeitdruck in die Chronologie, im Gegensatz zu anderen Geschichten, wo der Zeitreisende beliebig in der Vergangenheit herumspringen und herumpfuschen kann bzw. könnte. Die Reihenfolge der Ereignisse wird hier beibehalten und für jede Handlung gibt es nur eine einzige Chance. Sehr gut gemacht.

Dass das magische Tagebuch von irgendeiner seltsam geschminkten Fee stammt und nie logisch erklärt wird, wie es funktioniert und wer die Fee ist, macht nichts. Unklar blieb für mich nur: Warum liegt jemand mit Wespenstich in der Viren-Klinik, warum ist diese leer und warum steht der Computer mit vertraulichen Daten in einem Besprechungsraum? Grundsätzlich sehe ich auch nicht ein, warum Adam und Hawa in der neuen, alternativen Realität, die sie geschaffen haben, nicht die Tagebücher bekommen sollten. Adams Wespenstich-Koma ist ja vollständig unabhängig von dem Rest der Weltgeschichte. Und die Fee könnte die beiden ja mit dem Tagebuch belohnen. Aber: Die Liebe findet trotzdem ihren Weg! Happy End! Eine sehr schön gestrickte Geschichte also, die mich tagelang fesselte!

Schade finde ich, dass durch den ungeschickt gewählten Titel „Girl in my Diary“ die schöne Symmetrie der Geschichte gebrochen wird. Denn Adam ist ja auch der Junge in Hawas Tagebuch. Durch den asymmetrischen Titel sind die beiden Hauptpersonen keine gleichwertigen Kampfgenossen auf derselben Augenhöhe. In der Geschichte selbst nehmen beide Perspektiven nämlich gleich viel Raum ein und beide Figuren wirken auch gleich stark und eigenständig, so dass sich sowohl Jungs als auch Mädchen mit einem von beiden identifizieren können.

Als Jugendliche war *Silas* mein Held. Der Dreizehnjhrige kam mir auch vollständig erwachsen vor, als ich im selben Alter war. Er ist pffiffig und unabhängig, hat vor keinem Angst und lässt sich nichts gefallen. Er braucht die Erwachsenen nicht, die sowieso alle doof sind.

Heute sehe ich die Geschichte ganz anders. Ich fühle mich nun eher solidarisch mit Bartolin. Silas wird von ihm bewirtet und beherbergt, weigert sich aber, dafür ein wenig zu arbeiten. Und dann luchst er ihm noch sein wertvollstes Pferd ab. berhaupt ist Silas hochgradig arbeitsscheu.

„Immer mehr Kinder sind Banditen!“, stellt Bartolin entsetzt fest.

So richtig verstanden habe ich auch nicht, warum so viele Kinder und Erwachsene sofort Freunde von Silas werden und ihr bisheriges Leben aufgeben, um Silas zu unterstützen. Hat er sie genauso verzaubert wie das Pferd und den Bren?

Gezeigt wird in diesem Film eine brutale Welt, in der es die ganze Zeit um den Kampf ums berleben geht. Betrug, Körperverletzung und Mord sind an der Tagesordnung. Richtig gearbeitet wird da nur wenig, und diejenigen, die es tun, werden sofort bestohlen und um das Ergebnis ihrer Arbeit gebracht. Das gefllt mir gar nicht.

Bei meinen Recherchen habe ich herausgefunden, dass die sechsteilige Filmserie als Kurzfassung einer 14-teiligen Buchserie entstand. Es wurden also etwas unzusammenhängend die besten oder brutalsten oder actionreichsten Buchszenen verfilmt, in der vergeblichen Hoffnung, dass daraus eine durchgängige Geschichte würde. Aber letztlich sieht es doch so aus, dass Silas ziemlich ziellos in der Gegend herum reitet, irgendwie seinen Lebensunterhalt mit Kunststückchen und Betteln verdient und zwar sehr gut weit, was er nicht will, aber ansonsten keine Ziele verfolgt.

Die „*Tribute von Panem*“ von Suzanne Collins kennt vermutlich schon jeder außer mir! Ich hatte mir diese Geschichte ähnlich grausig und oberflächlich vorgestellt wie „End Game“. Die Grundidee, dass Jugendliche sich gegenseitig ermorden sollen, finde ich pervers, auch wenn es in beiden Serien darum geht, ihren Sektor bzw. ihr Volk zu retten. Oder gerade darum. In der Tribute-Trilogie geht es jedoch um mehr: Beschrieben wird hier eine brutale Diktatur, eine Welt, die vollständig überwacht und durch Gewalt kontrolliert wird. Trotzdem gelingt es den Menschen, irgendwie einen Aufstand zu organisieren, indem sie die wenigen Schwächen des Systems nutzen und die Tatsache, dass diese Diktatur zumindest gegenüber den privilegierten Bewohnern des Kapitols versucht, den schönen Schein zu wahren.

Den ersten Band hörte ich als Hörbuch, Band 2 und 3 sah ich als Film. Von Band 2 besorgte ich mir noch das Hörbuch. Im Film liegt der Schwerpunkt auf der Action und den Special Effects, im Buch auf der inneren Entwicklung. Jedenfalls im ersten Band.

Also, die Handlung von Teil 1 „*Tödliche Spiele*“ konnte mich schonmal nicht begeistern: In einer ressourcenarmen Zukunft sind die USA in zwölf Distrikte aufgeteilt, jeder davon für etwas anderes zuständig. Distrikt 12 beispielsweise betreibt Minen und produziert Industriegüter. Die Arbeit ist hart und gefährlich, die Nahrung karg. Da ihr Vater bei einem Unfall starb und die Mutter in Depressionen verfällt, muss Katniss für sich, ihre Mutter und die kleine Schwester Prim sorgen. Dies tut sie zum einen durch die verbotene Jagd außerhalb des Zauns und andererseits, indem sie mehr Lose als nötig in die Urne für die Hungerspiele wirft, damit ihre Familie Extrarationen erhält. Ein Mal im Jahr müssen je zwei „Spieler“ aus jedem der zwölf Distrikte gegeneinander auf Leben und Tod kämpfen, bis nur noch eine einzige Person übrig bleibt. Dieses Jahr wird für die 74ten Hungerspiele Prim ausgelost, doch Katniss meldet sich an ihrer Stelle freiwillig. Der männliche Spieler ist Peeta, den sie aus der Schule kennt und der vielleicht heimlich in sie verliebt ist. Diese Frage wird nie geklärt. Für das Publikum in der reichen Hauptstadt namens Kapitol stellen die Spiele eine spannende Unterhaltung dar, für viele der Spieler handelt es sich um einen Kampf, auf den sie seit Jahren trainiert wurden. Katniss kann immerhin mit Pfeil und Bogen umgehen, Peeta ist vollständig unvorbereitet. Und so starten beide in den Kampf im Urwald. Mitten während des Spiels werden überraschend die Regeln geändert: Nun können auch zwei Spieler gewinnen, falls sie aus demselben Distrikt stammen. Katniss und Peeta tun sich also zusammen. Als am Ende des Gemetzels nur noch die beiden übrig bleiben, wird die Regeländerung sadistischerweise zurückgenommen, so dass die beiden nun ausdiskutieren oder auskämpfen müssten, wer von ihnen überlebt. Perverse und irgendwie sinnlose Geschichte! Die beiden drohen, zeitgleich tödliche Beeren zu schlucken, so dass es keinen Sieger gäbe. Damit setzen sie die Spielmacher erfolgreich unter Druck und tricksen so das System aus. Darum wird später viel Aufhebens gemacht.

Den Erzählstil fand ich auch nicht so mitreißend. „Ich bin erschöpft“ wirkt weniger überzeugend als eine lebensechte Beschreibung von Erschöpfung. Um solche Szenen schreiben zu können, müsste die Autorin selbst mal ein paar Grenzerfahrungen machen. Gut finde ich, dass Katniss so tapfer ist, strategisch denkt wie ein Mann und nicht herumkreischt wie ein Mädchen. Gut finde ich auch, dass Katniss dank Pfeil und Bogen und dank Killerwespen nur wenige Mitspieler eigenhändig aus der Nähe töten muss. Überhaupt tötet sie nur in Notwehr. So behält sie saubere Hände und moralische Überlegenheit.

Positiv überrascht war ich aber von der Sinnlichkeit, die das Buch vermittelt, im Gegensatz zum Film, der auf die Action fokussiert. Es geht sehr viel ums Essen, und bei diesem Thema bin ich immer gern dabei. Obwohl in Sektor 12 Mangel und Hunger herrschen, gelingt es Katniss

und Gale, im verbotenen Wald Köstlichkeiten aus der Natur zu organisieren wie Erdbeeren, Kaninchen, Pilze, Brombeeren, Kräuter und Wurzeln, mit denen sie die karge Wasser-und-Brot-Kost anreichern. Im Zug auf dem Weg zum Kampfplatz erwarten Katniss und Peeta ihnen bisher unbekannte Genüsse wie Lamnbraten mit Dörrpflaumen und vieles mehr. Dies und auch die Farben von Kleidung und Makeup verdeutlichen den Gegensatz zwischen den Distrikten, die künstlich herbeigeführte Ungleichheit verschiedener Gegenden der USA. Geschmack, Farben, Gerüche, Licht und Schatten. Das gefiel mir.

Und genau das wird im Film nicht so wirklich klar, wo vollständig die Gedanken der Hauptperson Katniss fehlen. Im Film sieht man immer nur ihr schönes, perfekt geschminktes Gesicht, muss sich aber die Gedanken hinter dieser Stirn selbst zusammenreimen. Wobei ich ihre Gedanken nicht sonderlich schlau oder tiefschürfend fand, aber es wird im Buch immerhin klar, dass sie überhaupt eine Strategie verfolgt.

Als amüsante Ergänzung empfehle ich den Youtube-Film „Wie man das Todesspiel in Die Tribute von Panem – The Hunger Games besiegt“:

<https://www.youtube.com/watch?v=ks4NF7bWQ3Q>

Der Youtuber zerlegt genüsslich die Geschichte und deckt erbarmungslos die Fehler von Katniss auf. Ich persönlich hätte auch einiges anders gemacht!

Der zweite Band „*Catching Fire*“ ist ein typischer Mittelband einer Trilogie: Es passiert nichts so richtig Neues und die Handlung wird auch nicht recht abschlossen, weil sie ja nur den dritten Band vorbereitet. Sehr eindrücklich beschrieben fand ich diese Atmosphäre der lebensgefährlichen Verlogenheit. Kaum jemand im Capitol sieht aus wie ein echter Mensch, alle tragen Masken und machen auf fröhlich. Und gleichzeitig herrscht Todesangst. Ein falsches Wort, und man ist tot. Katniss und Peeta verloben sich zum Schein. Während ihrer „Tour der Sieger“ durch die zwölf Distrikte regt sich Widerstand unter der Bevölkerung, der zur Rebellion anwachsen könnte.

Darum denkt man sich zur 75ten Jubiläumsveranstaltung der Spiele etwas Besonderes aus: Sie werden nicht unter Jugendlichen ausgetragen, sondern die teilnehmenden Tribute werden unter den früheren Gewinnern ausgelost. Da in Distrikt 12 Katniss die einzige Frau ist, die jemals die Kämpfe überlebte, liegt bei ihr nur ein einziger Zettel in der Urne, Peeta meldet sich freiwillig, damit ihr Mentor „draußen“ bleibt, wo er verspricht, etwas für sie zu tun. Am Ende rettet er aber nur Katniss. Der Kampf in der dschungelartigen Arena ist relativ schnell vorbei und mich wunderte auch etwas, dass sich hier sofort sechs von zwölf Spielern zu einem einzigen Team zusammenschließen. Am Ende war alles nur ein abgekartetes Spiel von Leuten, die den Präsidenten stürzen wollen. Naja. Vom Hörbuch erwartete ich mir etwas mehr Tiefsinn, aber letztlich wird nur noch klarer, dass Katniss immer noch keine ordentliche Strategie verfolgt, was auch daran liegt, dass sie sich mit niemandem verbündet oder abstimmt. Sie will Peeta retten, er will Katniss retten. Trotzdem wirkt sie erschreckend wankelmütig! Gut, sie ist traumatisiert, was im Film durch die hinzugefügte Anfangsszene deutlicher wird als im Buch, wo sie einfach nur launisch wirkt. Mich wundert darum nicht, dass niemand sie in die Pläne eingeweiht hat. Vielmehr wundert es mich, dass alle ihr helfen wollen und sie beschützen. Was ist eigentlich so toll an ihr? Man hätte ja auch Peeta zur Gallionsfigur der Rebellion machen können. Der hätte mehr Spaß daran und wäre auch geeigneter.

Grundsätzlich sehe ich ein, dass die Zeiten nicht gerade den perfekten Hintergrund für eine Liebesgeschichte ergeben. Trotzdem irritieren mich die beiden halbgaren Liebesgeschichten. Katniss liebt Gale, Gale liebt sie, aber irgendwie liebt sie ihn doch nicht oder mag es ihm

zumindest nicht sagen. Aber Katniss liebt auch Peeta irgendwie und kuschelt sich gerne eng an ihn. Und Peeta ist so selbstlos! Der typische Held eines Frauenromans: Er gibt immer nur, ohne von ihr etwas zu benötigen. Er hat gar keine eigenen Bedürfnisse, wie praktisch. Im Gegensatz zu Gale. Ich frage mich nur, ob die Autorin selbst weiß, wer in wen verliebt ist. Band 2 ist deutlich weniger sinnlich als Band 1. Katniss' Gefühle werden auch im Buch nicht klar, selbst wenn sie im Schmerz darüber, dass sie wieder in die Arena soll, eine Fensterscheibe einschlägt und sich stundenlang wie eine Irre aufführt. Das überzeugt mich trotzdem nicht. Andererseits reagiert sie genervt, als ihr Vorbereitungsteam um sie weint. Da wirkt sie auf mich sehr unsympathisch. Es mag ja sein, dass sie traumatisiert ist von ihrer entbehrungsreichen Jugend und darum kein Verständnis hegt für Menschen, deren größter Kummer darin besteht, dass ihre Partygäste Federkostüme trugen oder Luxuslebensmittel nicht verfügbar sind. Aber trotzdem! Sie verprellt damit mögliche Verbündete. Teil 3 „*Mockingjay*“ bzw. „*Flammender Zorn*“ sah ich als Film und fand ihn schrecklich öde. Ja, OK, Revolution, es knallt und brennt, alles düster, Gefahr, Mord und Totschlag, aber damit kann man mich nicht begeistern. Katniss wirkt gerade hier recht passiv und unentschlossen. Abgesehen von ihrem unabgesprochenen Alleingang am Ende. Was soll uns dieser Film sagen? Einerseits lernen wir ja, dass Solidarität, Mut und Schlauheit das System besiegen können, andererseits macht ausgerechnet die Heldin dabei nicht mit. Sehenswert fand ich noch das „*Making of*“ auf der CD.

Und noch eine Geschichte, bei der Kinder töten: „*Big Game - Die Jagd beginnt*“ von Dan Smith handelt von einem Initiationsritus, der aus dem Ruder lief. Eigentlich sollte Oskari einfach nur eine Nacht und einen Tag an seinem 13ten Geburtstag allein im Wald verbringen und irgendein Tier schießen. Allerdings ist er nicht mal stark genug, um den traditionellen Bogen anzuspannen. Tatsächlich glaubt niemand daran, dass er auch nur einen Hasen erbeuten wird. Eher Hasenköttel.

Schon im Alter von fünf Jahren hatte man ihn dazu gezwungen, einen Wasserfall hinunter zu springen. „Die spinnen, die Männer!“, dachte ich mir. Da ich aus dem Klappentext schon wusste, dass ihm der amerikanische Präsident vor die Füße fallen würde, glaubte ich lange, die Geschichte spiele in den USA und es handle sich um einen Indianerstamm. Doch dann stellt sich heraus, dass es auch in Europa breitschultrige Männer gibt, die mit Pfeil und Bogen Bären jagen und Tierschädel auf Pfähle aufspießen. Nämlich in Finnland!

Jedenfalls erlebt Oskari vierundzwanzig actionreiche Stunden, die sich niemals erträumt hat und wie sie vor ihm noch keiner erlebte. Terroristen schießen die ganze Luftflotte des Präsidenten vom Himmel, samt der unzerstörbaren Air Force 1. Der Präsident landet in einer Rettungskapsel, der allerdings der Türgriff innen fehlt. Zum Glück ist zufällig gerade Oskari in der Nähe und lässt den Präsidenten heraus. Doch die Killer bleiben ihnen dicht auf den Fersen. Zum Glück hat der Präsident nun Oskari als Leibwächter, seinen neuen Freund. So lernt er im Schnellverfahren, wie man sich unsichtbar macht, lautlos geht, seine Spuren verwischt, Feuer anzündet und einen Wasserfall hinunter springt.

Anfangs fand ich den Roman gut erzählt. Beispielsweise gefiel mir die Szene, als Oskari den Bogen anlegt, um einen riesigen Hirsch zu schießen und just in diesem Moment dröhnt ein Hubschrauber über ihn hinweg und die ganze Stimmung ist dahin. Allerdings entgleist der Roman dann zu einer grausamen Verfolgungsjagd auf Leben und Tod. In der ganzen Hektik geht dann leider auch der Schreibstil verloren.

Einiges fand ich dann auch unrealistisch, z. B. dass Oskari verletzt stärker ist als gesund. Klar, er ist über Nacht volle 13 Jahre alt geworden und damit zum Mann. Klar, jetzt glaubt er an sich und das beeindruckt die Bogensehne! Klar, Adrenalin macht schmerzunempfindlich. Aber trotzdem: Er ist mehrmals gestürzt, angekokelt worden, nass bis auf die Haut fast erfroren, aus einem Hubschrauber durch Baumwipfel gefallen, fast ertrunken und durch die Druckwellen mehrerer Explosionen weggeschleudert. Und auch der Präsident scheint unverwundbar zu sein. Er hat dasselbe mitgemacht, nur dass er nur einen Schuh an hat und in einer – ähäm – Kühltruhe vom Hubschrauber fiel und sein Sturz durch blutige Eiswürfel gedämpft wurde. Sehr bizarr, aber vom Autor ernst gemeint.

Wie die Kühltruhe in den Wald kam, das ist eine andere Geschichte... Das kommt daher, dass selbst sein Vater nicht an Oskari glaubte. Aber nun kann er es ihnen allen beweisen. Der tapfere Junge weicht vor keiner Gefahr zurück, selbst bei völlig aussichtsloser Lage. Allein kämpft er erfolgreich gegen eine kleine Armee von Söldnern. Auch wenn nach wie vor alle seine Pfeile vom Ziel abprallen. Erklärt wird Oskaris Erfolg nicht mit positivem Denken, sondern der Unterstützung durch den Geist des Waldes. Hmpfl? Wo kommt der denn so plötzlich her?

Eine Science-Fiction-Geschichte als Radiosendung von 1968 ist „*Die Geschichte einer Entdeckung*“ von Isaac Asimov (Originaltitel: The Feeling of Power). Sie finden sie online unter <https://www.ardaudiothek.de/episode/das-war-morgen/geschichte-einer-entdeckung-1968/swr-kultur/13133787/> in der ARD-Mediathek.

Hans, der Rechenzentrums-Mitarbeiter, kommt auf die revolutionäre Idee, etwas selbst zu berechnen, statt alles von den Maschinen erledigen zu lassen. Die Entwürfe und das Kopfrechnen bereiten ihm intellektuelle Freude. Leider fällt einer seiner Notizzettel seinem Vorgesetzten in die Hände, der zunächst hinter diesem skurrilen Verhalten eine „antiquistische Einstellung“ befürchtet. Als er versteht, dass Hans ohne Computer rechnen kann, führt er ihn begeistert dem Präsidenten vor. Dort präsentiert Hans das systematische Vorgehen für Addition, Multiplikation und Division von Zahlen, so wie wir das in der Unterstufe in Mathematik gelernt haben.

Es entstehen neue Visionen: Kopfrechnen nicht nur als Volkssport, sondern auch zum Energiesparen. Freiheit von der Rechenmaschine!

Ich habe sehr gelacht! Die Neuentdeckung des Kopfrechnens wird eine Offenbarung sein! Die begeistertsten Kommentare lauten: „Das ist ja Zauberei!“ sowie: „Und das funktioniert mit allen Zahlen?“ Leider nimmt die Geschichte dann eine unerwartete und unnötige Wendung, die das Ganze meiner Meinung nach verdirbt. Vielleicht wurde Asimov zu diesem Ende gezwungen, weil Science Fiction immer schlecht ausgehen muss?

Und eine weitere Retro-Science-Fiction: Ein paar Tage lang amüsierte ich mich mit der ersten Staffel der Serie „*Raumpatrouille Orion*“. Die Handlung ist nicht besonders originell: Der draufgängerische Raumschiffkapitän Mc Lane hat mal wieder ein Schiff geschrottet, als er einen Befehl missachtete. Darum werden seine Elitecrew und er herabgestuft zur simplen Patrouille, die Routineaufgaben zu tun bekommt, die sonst Kadetten durchführen. Zum Glück stellt sich jeder einzelne Einsatz als gefährlicher heraus als man glaubte. Insbesondere die „Frogs“ genannten Außerirdischen bereiten Probleme. So bekommt die Raumpatrouille Gelegenheit für Heldentaten.

Die deutsche Schwarz-Weiß-Serie von 1966 erzielte angeblich damals 56 % Einschaltquoten, als es nur drei Programme gab. Ich kann mich an die Handlung nicht erinnern, die Gesichter der Schauspieler kamen mir jedoch so vertraut vor als habe ich sie mal auf einem Familientreffen gesehen als ich noch klein war.

Besonders amüsiert habe ich mich über die „Special Effects“. Die autonomen Roboter schweben herum wie mit Helium gefüllte riesige Luftballons. Und das Spielzeugraumschiff wird hin und wieder mit Zigarettenqualm eingenebelt oder mit Styroporkügelchen beworfen. Das erinnerte irgendwie an die Augsburger Puppenkiste, lol.

Besonders gut gefallen haben mir die stylischen Requisiten, und ich fragte mich, ob die Plastikstühle und helmartigen Damenfrisuren die Mode von 1966 widerspiegelt oder ob sie extra für diese Serie erfunden und später im Real Life imitiert wurden. Die schlichte, sachliche Kleidung der Helden finde ich schick, die Tanzmusik jedoch weniger. Auch die Tänze haben sich zum Glück nicht durchgesetzt.

Da ich mich in letzter Zeit wieder mit Gender-Forschung beschäftigt habe, habe ich gleich mal Frauenanteile gezählt. Ich vermute, man kam sich damals schon ganz fortschrittlich dabei vor, dass es überhaupt einen weiblichen General gibt. Im obersten Entscheidungsgremium bleibt Lydia van Dyke leider die einzige Vertreterin meines Geschlechts. Auf der Orion beträgt der Frauenanteil nur 20 %, doch dann wird ihnen Sicherheitsoffizierin Tamara zugewiesen, um die Einhaltung von Dienstvorschriften durchzusetzen, und schon beträgt der Frauenanteil ein Drittel. (Hihi, das klingt wie ein Mathematikrätsel. Es sind vier Männer und zwei Frauen.)

So richtig gleichberechtigt kommen mir die Frauen trotzdem nicht vor. Helga wird behandelt wie eine Hilfskraft, der regelmäßig von den Männern der Mund verboten wird. Und Tamara spielt die nörgelnde Zicke. Beide Frauen scheinen nicht recht Teil des Teams zu sein. Nur Generalin Lydia van Dyke gefällt mir gut, mit der mochte ich mich identifizieren. Sie strahlt so viel pantherhafte Autorität aus. Ihr verbietet auch niemand den Mund oder verbannt sie in ihre Kabine! Ein wenig verstörend fand ich, dass die Frauen durch ihre vollständig identischen Frisuren und identisches Makeup fast gleich aussehen, wie Puppen. An einer Stelle begründet Mc Lane, warum die Spezialaufträge immer an die Männer gehen: weil sie besser ausgebildet sind! Ähm? Und warum sind sie besser ausgebildet? Oder wozu?

Schade fand ich es auch, dass es in jeder Folge darum geht, Krieg zu führen, entweder gegen die Außerirdischen oder die Roboter oder gegen Rebellen. Ist das Weltall denn nicht groß genug, um friedlich zusammen zu leben?

Was die Technik angeht, fiel mir auf, dass alle Anzeigen analog sind, nichts digital. Das kam mir seltsam vor, verbinde ich doch intuitiv mit allem Digitalen mehr Präzision. Aber dann fiel mir ein, dass damals ja auch Telefone und Uhren rein analog waren, Fotoapparate und Kameras, einfach alles. Die Asimovschen Roboter Gesetze werden hier schon gut weitergedacht. Was unternimmt denn eine Robotertruppe, wenn die Menschen sich gegenseitig töten? Ich frage mich, wer auf die Idee kam, die Roboter so zu gestalten, dass hier ein riesiger tellerförmiger Körper auf einem schmalen Fuß balanciert. Das ist ein sehr unpraktisches, instabiles Design, das nur in der Schwerelosigkeit einigermaßen sinnvoll wäre. Die Bezeichnung „Android“ finde ich unpassend, weil das per Definition ein menschenähnlicher, humanoider Roboter sein sollte. Was ist an diesen schwebenden Suppenschüsseln bitteschön android? Ein schönes deutsches Wort noch zum Abschluss: der Lichtspruch. Das ist so ähnlich wie Fernsprechen, nur dass die Übertragung durch Licht geschieht.

Andrea Herrmann

Sand zwischen den Zehen

„Keine Angst, der tut Ihnen schon nichts!“

Ich hasse sie, diese überhebliche Bemerkung, mit der sie einen mitleidig belächeln und mit der die Hundebesitzer immer zu ihren seifernden Bestien halten, die natürlich sofort meine Angst spüren und deshalb erst recht angerannt kommen, um an mir herumzuschnüffeln.

Nun spaziere ich durch den Stadtpark und flüchte mich in die Erinnerungen.

Nostalgie überkommt mich und Wehmut legt sich über die stille Weite am Strand, den phlegmatischen Rhythmus von Ebbe und Flut, die permanent wechselnde Beschaffenheit des Himmels und die tanzenden Wolken über dem beharrlichen Rauschen des Ozeans. Sogar den feinen, resistenten Sand zwischen den Zehen vermisste ich. Dabei hätte ich es merken müssen, Signale gab es durchaus. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Irgendwann wird sich der atlantische Frühnebel über alles legen und mir bleiben die Erinnerungen. Que me quiten lo bailado, sagen die Spanier, sie können mir nicht nehmen, was ich getanzt habe. Das Sprichwort mochte ich schon immer.

Perfekt begann er, dieser Tag. Der Frühling war weit fortgeschritten. Mutige Märzsonne wärmte die blaue Luft, den Sand, vielleicht sogar das Wasser ein wenig. Es war Ebbe und ich konnte ganz weit unten am Wasser gehen. Ich nahm mir nichts vor und wollte mich treiben lassen, kokettierte insgeheim mit dem Gedanken, es bis zum Golfclub zu schaffen. Die frei herumlaufenden Hunde würden letztendlich entscheiden, wie weit ich es wagen konnte.

Gleich auf den ersten Metern hob ich ein langes Stück Holz auf. Sollte mich ein Hund angreifen, könnte ich mich damit verteidigen, auf ihn einschlagen. Natürlich würde ich das nie tun, aber allein der Gedanke beruhigte mich.

Ich ging schnell, nicht hastig, einfach nur schnell und sah vor mir die kleine Familie mit dem großen Kinderwagen. Bei Ebbe traf man sie auch immer ganz unten am seichten Wasser. Ihre zwei Hunde tobten durchs Meerwasser und bellten den frechen Seemöwen hinterher, die sich über sie lustig machten, sie ärgerten und immer entkamen. Zwei Hunde sind besser als einer. Sie beschäftigen sich miteinander und müssen sich nicht ständig wichtigmachen.

Wie jedes Mal schob die große, schlanke Frau den riesigen Kinderwagen mit breiten Spezialreifen. Der Mann, etwas kleiner als sie, lief immer schweigend neben ihr her. Die Hundeleinen baumelten an seiner Hand, berührten zaghaft den Sand. Beide trugen sie Gummistiefel und wetterfeste Jacken.

Sie grüßten zurückhaltend, freundlich. Wenn ich mit Paula unterwegs war, redeten wir kurz miteinander. Paula kannte alle und jeden hier oder tat jedenfalls so. Mit Paula dauerte der Spaziergang immer länger, weil wir zwischendurch oft stehen bleiben mussten, um zu plaudern, um alle zu begrüßen, um Neuigkeiten auszutauschen. Ich wusste von Paula, dass in dem Kinderwagen kein Baby lag, sondern Maria. Sie war schon über zwanzig und wuchs nicht oder nur ganz langsam. Ich vermied es immer, einen Blick in den Wagen zu werfen. Es machte mich nervös, und es war mir peinlich. Ich wollte nicht indiskret oder neugierig erscheinen. Ich hatte gar kein Bedürfnis, das erwachsene Baby zu sehen. Die Mutter, denn wer sollte sie sonst sein, strahlte so viel Würde aus und tat mir leid, trotzdem.

An diesem Tag lächelte ich sie aus zwei Metern Entfernung an. Einer der beiden Hunde hieß Chippy. Die Frau, Louise, hatte ihn einmal so gerufen. Den Namen des anderen Köters kannte ich nicht. Von Paula wusste ich auch, dass die Familie erst seit ein paar Jahren hier lebte. Das

hatte mich damals überrascht, denn ich war überzeugt davon, dass diese Leute hier geboren sein mussten, so verwachsen wie sie mit dem Strand, dem Meer, dem wuchtigen Kinderwagen und der Landschaft wirkten. Stundenlang waren sie bei Wind und Wetter unterwegs.

Dann kam auch schon der Abschnitt mit den Messermuscheln. Längliche, schmale, graubraun-rosa Rohre. Eine Delikatesse, wenn man es schaffte, sie vom Sand zu befreien! Auf dieser Höhe durchquerte man ganze Felder, wahre Friedhöfe von Messermuscheln. An denen konnte man sich barfuß verletzen, vor allem an den noch lebenden, die sich, gut getarnt, senkrecht aus dem Sand bohrten.

Weiter unten mühten sich die Krabbenfischer ab. Außer Algen hatten sie selten was in ihren Netzen, die sie einsam, mühsam und verbissen durch den Sand trieben. Robert hat die Fischer immer angesprochen. „Na, wie läuft es?“, pflegte er zu fragen. Die Fischer lächelten dann geheimnisvoll und machten eine verlegene Handbewegung.

Es fühlte sich gut an, etwas in der Hand zu haben und ich fragte mich, warum ich nicht schon früher auf diese Idee gekommen war. Obwohl, schoss es mir heftig und siedend heiß durch den Kopf, könnte es natürlich auch sein, dass mich die Hunde gerade wegen des Stockes anliefen, in der Hoffnung, jemanden für ihr nie enden wollendes, dämliches Wurfspiel gefunden zu haben. Das Risiko erschien mir plötzlich zu groß und ich ließ meine Waffe fallen, entfernte mich schnell von ihr und ging erleichtert weiter. Bald hatte ich die Hälfte geschafft. Genau hier hatten Robert und ich vor ein paar Jahren ein unschönes Zusammentreffen mit einer Horde bellender Hunde, das aber letztendlich gut ausging.

Auf der Höhe des Golfplatzes angekommen, ging ich die 50 Meter den Dünenweg hoch und trank auf der Terrasse einen Tee. Ich zahlte direkt mit einem 10 Euro Schein. „Nehmen Sie vier Euro“ sagte ich zur Bedienung. Sie blickte mich erstaunt an und stellte mir kurz darauf das Wechselgeld auf den Tisch. Wohlig zufrieden mit mir blieb ich noch eine Zeitlang vor der leeren Tasse sitzen. In solchen Momenten hätte ich gerne eine Zigarette geraucht, um einen Grund für das unnötige Verweilen zu haben. Aber ich rauchte ja nicht. Beim Aufstehen fiel mein Blick auf das Restgeld und ich merkte, dass es nur drei Euro in kleinen Münzen waren. Die Bedienung hatte meine Bemerkung dahingehend interpretiert, dass ich ihr vier Euro Trinkgeld geben wollte. Mir war das peinlich. Ich ließ alles liegen und machte mich schnell auf den Rückweg.

Wieder unten am Strand kam mir bald ein junges Paar mit einem großen schwarzen Hund entgegen. Ich sah sie zu spät und konnte ihnen nicht mehr ausweichen. Ich übte in Gedanken den Satz von Paula: „Nehmen Sie bitte ihren Hund an die Leine“. Bei Paula klang das immer so leicht und freundlich und die Besitzer taten es auch ohne Zögern. Aber mir kamen diese Worte nicht über die Lippen, irgendwie gehörten sie Paula. Sie verfügte über diese natürliche Autorität, ich nicht. Selbst wenn ich den Satz so wie sie gesagt hätte, wären die Leute verärgert, böse mit mir gewesen und der Hund hätte mich erst recht angegriffen, um seine Besitzer zu beschützen. Er wollte ja nicht an die Leine.

Bevor ich mich aber dazu aufrufen konnte, waren sie schon an mir vorbei und der große Hund lief direkt auf ein kleines, weißes Wollknäuel zu. Den kannte ich auch. Er war immer an der Leine und zerrte. Mit einem freundlichen Nicken zu seinem Frauchen ging ich weiter. Ich fühlte mich plötzlich so gut und wäre am liebsten gesprungen vor Übermut, zog aber nur meine Schuhe aus. Das Wasser war kalt, aber durchaus angenehm. Die Flut lief schon wieder auf.

Dann stürzte wie aus dem nichts ein kleiner Hund auf mich zu und zerrte an meinen Schuhen, die ich in der Hand hielt. Ich überließ sie ihm kampfflos. Sobald sie aber am Boden lagen, interessierte sich der Kläffer nicht mehr dafür und bellte mich erwartungsvoll an, wollte

spielen. Der Ruf des Besitzers kam gerade noch rechtzeitig und ließ ihn wieder abziehen. Ich ging erleichtert weiter.

Kurz darauf kam mir Paulas Bruder David entgegen. Er winkte mir kurz zu und ging schnell weiter. David war immer allein unterwegs, obwohl er drei Exfrauen und unzählige Geschwister hatte. Ständig traf man hier einen Bruder oder eine Schwester oder einen Schwager von Paula. Ungefähr auf dieser Höhe habe ich den Korallenbaum gefunden. Er steht jetzt in meiner Meervase mit besonders schönen Muscheln und Steinen. Paula hat auch schon einmal einen aufgehoben, etwas weiter im Norden. Ihr Exemplar war perfekter. Paula hatte ihn mir damals unter einem Vorwand zum Halten gegeben und ich war mir sicher, sie würde ihn mir überlassen. Sobald wir zurück waren, nahm sie mir aber ihren Fund wortlos mit einem Lächeln aus der Hand und verabschiedete sich. Der filigrane Baum hatte jegliche Farbe verloren. Seesterne behielten ihre Farbe länger, wenn sie am Strand liegen blieben und die Flut vergessen hatte, sie wieder mitzunehmen oder nicht weit genug heran brandete, um sie zu erwischen. Die Seemöwen ließen die Seesterne links liegen. Wahrscheinlich waren sie zu hart, ungenießbar.

Ein paar Minuten später stieg ich die Holztreppe hoch und ging schnell nach Hause. Dort endete abrupt dieser perfekte Tag.

Jetzt gehört der Strand Robert, Paula und den Hunden.

Christa Blenk

**1956, lebt seit kurzem am französischen Atlantik. Sie hat die letzten 42 Jahre in unterschiedlichen, europäischen Städten gelebt und gearbeitet, schreibt Ausstellungskataloge und hat Kurzgeschichten in verschiedenen Anthologien veröffentlicht. Seit über zehn Jahren verfasst sie regelmäßig Beiträge für das Berliner Online Magazin KULTURA EXTRA über Kunst, Reisen und Musik.*

Ottos Trip in die Vergangenheit

Der von je her kurzsichtige, intelligenzgeminderte Otto arbeitete schon seit etlichen Jahren in einer Werkstatt für behinderte Menschen, als bei ihm eine Demenz diagnostiziert wurde. Mühsam erworbene geistige Fähigkeiten gingen zurück, sein Körper gehorchte ihm nicht mehr.

Otto wankte und drohte zu stürzen. Auf seine verwaschene Frage „Warum ich, warum ich?“ folgte ein mentaler Zusammenbruch. Ein Weinkrampf schüttelte seinen ausgezehrtten Körper. Danach saß er wieder vor seinem Werkstück, die getrockneten Augen einer stumpfen Leere zugewandt. Konstantin, der langjährigste seiner pädagogischen Begleiter, blickte seine Kolleginnen Francesca und Klara ratlos an und zuckte die Schultern. Der eben noch starre Otto explodierte ohne Vorwarnung und beschimpfte wahllos seine sieben ebenfalls gehandicapten Mitbeschäftigten: „Dummer Timmy, lahme Ente ...“ Fäkalbegriffe flogen. Spucke. Schrauben. Kisten. Harte Kleinteile. Gegenstände, die er mit seiner verbliebenen Kraft stemmen konnte. Ottos Launen wechselten und Konstantin litt Ottos Martyrium mit. Die Dämonen pirschten sich hinterhältig heran und nichts half dagegen. Die pädagogischen Mitarbeiter wurden zu randstehenden Zuschauern eines himmelschreienden, irreversiblen Spektakels. Außer den Medikamenten gegen die Stimmungsschwankungen blieben sie rezeptlos.

„Kopf hoch“, ermunterte Konstantin seine Kolleginnen: „Es ist eine unbekannte Reise für Otto, für unser Team, für sein gesamtes Umfeld.“

Kurz darauf erwischte Konstantin eine ruhige Minute. Ottos Mitbeschäftigte hockten – in ihr Schaffen vertieft – an den Tischen. Sein Zustand hatte sich stabilisiert und er begann zu summen und zu singen. Konstantin nutzte die günstige Stunde. Er wagte auf Ottos verschüttete Ressourcen zu bauen. Er wollte Ottos Interessen wie ein Anwalt zu vertreten, dem sein Klient über das Finanzielle hinaus etwas bedeutet.

„Was möchtest du gerne machen? Was sind deine Wünsche, deine Ziele, deine Träume?“ Da Otto nicht antwortete, ergänzte Konstantin: „Überleg’ mal genau. Gibt es etwas, auf das du richtig Lust hättest?“

Konstantin, der durch Aktenstudium einiges über Ottos Biografie erfahren hatte, konnte dessen Mimik interpretieren, sein Empfinden erahnen. In Ottos Haut steckte er deshalb noch lange nicht. Und seine Vorlieben mochten sich durch die Erkrankung verändert haben. Womöglich traute Konstantin Otto eine Entscheidungsgabe zu, die er eingebüßt hatte.

Weil Otto weiterhin summte und sang, jedoch kaum auf Konstantin reagierte, stellte der seine Fragerunde ein. Es vergingen etliche Tage ohne Resonanz, als Otto plötzlich – in Dauerschleife und mit getakteten Unterbrechungen – das Wort „Wohnmobil“ wiederholte, wie ein Mantra, das Ungeheuerliches bezwecken könne.

Ohne zunächst zu wissen, worin sich jene „Wohnmobil“-Ausschweifungen begründeten, beschloss Konstantin, Otto intensiver damit zu konfrontieren, um festzustellen, wohin sich das entwickeln würde. Konstantin legte Otto einen Katalog mit Wohnmobilen auf den Arbeitstisch. Der zog ihn zu sich her, rief: „Meiner!“ und blätterte darin. Während ansonsten seine Alltagsenergie tief abgesackt war, tat er das mit großem Elan bei geweiteten Pupillen. Aus der Faszination seines vorerst einzigen Kataloges erwuchs Stück für Stück eine umfassende Sammlung.

Francesca bestaunte Konstantins Zauber. Klara blickte ihn fragend an.

„Ich will es Otto ermöglichen, verschiedene Wohnmobile anzusehen, wenn er doch ständig über sie spricht. Vielleicht gibt es da was, das ihn noch heute bewegt, weil es ihn früher geprägt hat, etwas, das in keinem Bericht auftaucht.“

Klara sicherte zu: „Wir ziehen an einem Strang. Wir sind ein Team, wir tun es für Otto.“

Es folgten Taten. Klara und Francesca beteiligten sich. Sooft Otto aufnahmefähig schien, setzten sie sich mit ihm an den Tisch. Sie gingen strukturiert vor und das gab Ottos Eifer eine Zielrichtung.

Otto deutete jetzt auf diverse Wohnmobile und gestikuliert wild und freudig. „Schau mal ... Wohnmobil. Da. Da. Und da. Schau mal.“ Wie häufig am Tag er das Wort „Wohnmobil“ aussprach, sie konnten Otto wegen der inständigen Penetration nie böse sein. Im Glanz der Modelle in den Katalogen blühte er wieder auf. Ottos auf die Wohnmobile gerichteter Fanatismus ließ auch dann nicht nach, wenn es ihm streckenweise sehr schlecht ging. „Wohnmobil ... schau mal, schau!“ Ottos Stimmgewalt dabei! Sein Gesicht erhellte eine hochansteckende Fröhlichkeit, an der sich Konstantin, Klara und Francesca jederzeit gerne infizierten.

Nachdem Konstantin gefragt hatte: „Möchtest du mit mir die schönsten Wohnmobile in ein Buch einkleben, das wir für dich erstellen? Otto, fangen wir gleich damit an?“, nickte der vehement. Konstantin unterstützte ihn beim Scherengebrauch mit einer speziellen Technik, durch die Otto weitgehend selbsttätig agieren konnte. Nach und nach entstand ein Buch. Ottos Werk. Ottos Stolz. In seiner unaufhaltsamen Amnesie würde er ein Erinnerungsdepot in

Händen halten, an das er sich klammern, mit dem er sich darauf berufen könne, was ihn, Otto Hartl, im Kern ausmache.

Im nächsten Schritt trat Konstantin an regionale Händler heran. Man mag Konstantins Hingabe gemerkt haben, denn keine telefonische Terminanfrage wurde abgelehnt. Vor Ort wurde Otto im Innern unterschiedlicher Modelle fotografiert. Mit einigen besonders engagierten Anbietern durfte er Spritztouren quer durch den Landkreis machen. Wenn Otto nach der Rückkunft im Schlafbereich des Wohnmobils liegen und durchs gläserne Panoramadach schauen durfte, war seine demenzielle Plage kurzfristig wie weggeblasen. Otto ähnelte dabei einem zarten Pflänzchen, das unter der Nahrung von Licht und Wasser flugs in die Höhe strebte.

Irgendwann nach ein paar Wochen schoss durch Klara ein Geistesblitz, der in den Fragen mündete: „Sag mal, Otto, hast du in deiner Kindheit Urlaube gemacht? Bist du gemeinsam mit deinen Eltern in einem Wohnmobil verreist?“ Otto wog seinen Kopf und hielt schließlich auf der linken Seite inne. Nach einer ausgiebigen Pause antwortete er: „Italien war ich, mit Mama, mit Papa, am Gargasee, ja Italien, ja Gargasee. Schön dort, schön.“

Skepsis hin oder her. Otto hatte seine pädagogischen Assistenten erweicht. Mit der vollständigen Arbeitsgruppe traten sie die Fahrt an den Gardasee an. Der Anruf bei einem geneigten Händler hatte gefruchtet. Otto saß auf dem Beifahrersitz des für lau bereitgestellten Wohnmobils.

Das Nötigste im Gepäck, ohne minutiöse Planung, waren sie im Nu über dem Brenner. Konstantin wünschte, es ginge noch zügiger voran als auf der durch keinerlei Stau beeinträchtigten Autobahn.

Eines Abends nach Besuchen am Strand und Wochenmarkt – inzwischen mit dem Rollstuhl – hatte Konstantin Otto in sein Bett gehievt, ihn zugedeckt und seiner Wange ein Gute-Nacht-Küsschen aufgedrückt. Rasch war Otto eingeschlummert. Mit einem zufriedenen Lächeln entschlafen.

Oliver Fahn wurde am 21. März 1980 im oberbayerischen Pfaffenhofen an der Ilm geboren. Die Texte des Vaters zweier Söhne wurden unter anderem im Wiener Verlag, von Ingo Cesaro, bei DUM, Poets of the New World, & Radieschen, Elysion Books, eXperimenta, etcetera, von der Stadt St. Pölten und der Friedrich-Naumann-Stiftung veröffentlicht. Der Kroggl Verlag wählte Fahn zum Autor des Monats März 2024. Zudem nimmt Fahn mit der Schriftstellerin Polina Jäger mit gemeinschaftlichen Projekten an Wettbewerben teil.

Bremsspur

Die Gesellschaft um mich herum hat sich in einen wahnsinnigen Geschwindigkeitsrausch versetzen lassen, der alleine dazu dient, die Gegenwart durch immerwährenden Wandel nicht zu langweilig werden zu lassen. Die Moden wechseln derart schnell, dass man eine verpasste Mode nicht mal bemerken muss, und ganz bestimmt muss man sich keine Gedanken darüber machen, denn die nächste ist schon da! Solange man nicht zu viele Moden verpasst und als outdated oder immergestrig gilt, ist alles reparabel, da das Gedächtnis mit diesen Moden ebenso leidet wie oft der Geschmack.

Ich wage jetzt etwas Verwegenes! Ich durchbreche diesen wahnsinnigen Geschwindigkeitsrausch und bremse mit ordentlicher Spur ab, halte kurz ein, betrachte die Moden, die an mir unberührt vorbeiziehen, und stelle mit leichter Freude fest, dass absolut nichts Neues dabei ist – allenfalls eine neue Abmischung verschiedener Moden der Vergangenheit. Die Beschleunigung der Kurzfristigkeit der Moden führt zu dem absurden Phänomen, dass Normalaltwerdende eine Mode mehrere Male erleben können, was den unschlagbaren Vorteil mit sich bringt, Kleidungsstücke nicht mehr entsorgen zu müssen, da diese in wenigen Jahren wieder en vogue sein werden – wobei jedoch der Nachteil des zu kleinen Kleiderschranks ebenso mehr als evident wird.

Während die Moden so an mir vorbeizischen, überkommt mich das Gefühl einer latenten Nervosität, dass ich am Ende durch meine Pause doch mehr verpassen würde, als ich es noch vor wenigen Momenten stock und steif behauptet hätte. Ich muss meine gesamten Übungen zu Atemtechniken auffahren, dass ich nicht in einen Zustand der Hyperunsicherheit gerate – denn, wenn man einmal in einem solchen Zustand ist, ist man dem Wahnsinn ausgeliefert, ohne Macht und Widerstand, ohne Willen und Resilienz. Dann können Populismus und Metamoden viel einfacher in das eigene Gehirn einziehen und sich dort breitmachen, als Folge eines Abgehängtseingefühls, das man nie wieder verspüren möchte.

Ich für meinen Teil bekomme gerade noch mal die Kurve, das Vehikel, in dem ich mich befinde, versetzt nur kurz, bricht aber nicht aus, sodass ich dagegen ankämpfe, gegen einen Teil meines Selbst kämpfe – und traurigerweise die tiefere Erkenntnis habe, dass ich auch verliere, wenn ich gewinne! Was ich aber auf jeden Fall gewinne, sind die vielen abschätzigen Blicke meiner Mitmenschen, die bisher dachten, dass ich aktuell und hip wäre, doch jetzt erkennen sie den wahren Kern von mir: den gestrigen, noch nicht den Ewiggestrigen. Vielleicht ist auch bei diesem turning point die Antwort 42, denn seit Überschreiten dieser Grenze habe ich das Gefühl, dass sich das Hetzen nach vorne nicht mehr so lohnt, denn statistisch ist es die zweite Hälfte des Lebens – und anders als im Fußball gibt es keine dritte Halbzeit, in der gefeiert wird. Ich stehe also hier und sehe die nächsten Moden an mir vorbeiziehen, trage meine alten Klamotten auf, verhalte mich, als wäre ich in der Entwicklung irgendwann stehengeblieben, höre mir von meinen Kindern an, dass ich super-mega-criinge bin, weil ich die neuesten Moden im social network mit vollem Herzen missachte, und fühle mich gut damit.

Das Lustige an diesem Morgen ist, dass sich die Moden so sehr einmal um sich selbst gedreht haben, dass ich mit meinem Stil und meiner Art wieder ein angesagter Sportsfreund bin, was ich inzwischen etwas peinlich finde – doch ich ahne, dass diese Mode spätestens beim nächsten Kaffee schon wieder cringe ist. So soll es auch sein! Metamoden, was für ein Käse!

Christian Knieps

geb. 1980, lebt und arbeitet in Bonn, schreibt Romane, Theaterstücke, Novellen und Kurzgeschichte. Zuletzt: Tynn. Magischer Roman. Mehr Infos zu den Veröffentlichungen auf christianknieps.net.

Erdbeben in Antofagasta



Dieser Linolschnitt von Gert W. Knop zeigt eine Straße in Antofagasta, die zum Pazifik führt.

Mein erstes Erdbeben erlebte ich in den 1960er Jahren in Antofagasta im Norden Chiles und Tor zur Atacamawüste, einer der trockensten Wüsten der Erde.

Als Freiwilliger des DED (Deutscher Entwicklungsdienst) arbeitete ich als Dozent an der Akademie der Universidad del Norte. Schnell freundete ich mich mit den beiden jungen Dozenten für Malerei und Bildhauerei an.

Ich hatte ein Zimmer mit Kost und Logis bei einer freundlichen chilenischen Familie gemietet. Die Wärme des Tages und gutes chilenisches Essen ließen mich schnell einschlafen. Eines Nachts, ich war im Tiefschlaf, geschah es dann. Im Traum befand ich mich in einem kleinen Boot auf hoher See im Pazifik. Ich wurde plötzlich aus dem Schlaf gerissen, als mein Bett mit Schlägen von Wand zu Wand in meinem Zimmer rollte. Das Bett mit schwarzem Eisengestell besaß kleine Rollen und so konnte es leicht verschoben werden.

Von draußen war Hundegebell zu hören. Zwar hatte ich noch nie zuvor ein stärkeres Erdbeben erlebt, doch es war mir klar, dass es eines sein musste, als die Wände und der Bentonboden erzitterten.

Meine chilenische Wirtin, Doña Lucila, klopfte an die Zimmertüre und rief, ich solle schnell aufstehen und mich zu ihr unter den Türrahmen im Wohnzimmer stellen. Hastig kleidete ich mich an und ging zur Wohnzimmertür. Zwar hatte das Erdbeben nur wenige Sekunden gedauert, doch war es heftig gewesen und man musste mit Nachbeben rechnen. Bei Erdbeben, in Chile auf Spanisch „terremoto“ genannt, so versicherte mir Doña Lucila, wäre der sicherste Ort unter einem Türrahmen. Ihr Sohn Emberg, ein Lehrer, ihre Tochter und die zehnjährige Enkelin Edith waren aus dem Haus auf den Bürgersteig gelaufen und hatten dort gewartet. Für sie alle hätte es unter dem Türrahmen keinen Platz gegeben. In Chile, einem

Land mit häufigen und oft schweren Erdbeben, war man daran gewöhnt und geriet nicht so schnell in Panik. Als ich Doña Lucila auf das Hundegebell ansprach, sagte sie, dass Tiere allgemein spüren, wenn sich ein Erdbeben ankündigt.

Nachdem sich die Erde wieder beruhigt hatte, rief Doña Lucila alle herein und wir versammelten uns im Wohnzimmer. Dort sanken wir in die Polstermöbel. Emberg schaltete das Radio ein. Vom Sender Antofagasta kam die Nachricht, dass das Erdbeben mit Stärke 5,6 auf der Richterskala zwar stark war, es aber in der Stadt keine großen Schäden gegeben habe und keine Opfer zu beklagen waren. Es folgten Musik und Werbung.

Doña Lucila ging in die Küche, um Tee zu kochen. Vorher bat sie Edith noch, Tassen, Teller und Bestecke auf den Tisch im Wohnzimmer zu legen, der mit einer Tischdecke mit Rosenmuster bedeckt war. Im Wohnzimmer lauschten wir noch den weiteren Nachrichten nach der Werbung.

Sicher war auch später in der Tageszeitung „El Mercurio de Antofagasta“ noch mehr zu lesen und ob es auch in anderen Landesteilen ein Erdbeben gegeben hätte. Hin und wieder hatte ich für die Zeitung die Feuilletonseite gestaltet. Für einen Touristenführer des Regionalmuseums der Universität zeichnete ich die Illustrationen und übernahm auch die Führung von Schulklassen. Als die Universität ein Bildungsprogramm für ihr Fernsehen ausstrahlte, das erste und damals einzige in Antofagasta, entwarf ich die Standbilder.

Doch zurück zu Doña Lucila, die mit einem Tablett aus der Küche kam. Sie hatte es vollgepackt mit einer Kanne Tee, Kondensmilch, einem Schälchen Manjar, ein Brotaufstrich aus karamellisierter gezuckerter Nestlé-Kondensmilch, einer Schale mit Membrillo, der typisch chilenischen Pfirsichmarmelade, und kleinen chilenischen Brötchen, ähnlich den englischen Scones. Doña Lucila stellte alles auf den Tisch, doch ging sie nochmal in die Küche und kam mit Kaltem Hund zurück, den ich für alle zuvor zubereitet hatte. Sie hatte mich nach Rezepten aus Deutschland gefragt. Da ich für den Kalten Hund kein Kokosfett hatte, musste ich Butter nehmen. Die Kekse waren von der Firma Mackay, die mit „Galletas Mackay, más ricas no hay!“ Werbung machte, also übersetzt „Kekse von Mackay, es gibt nichts Köstlicheres!“.

Als Kind hatte ich oft meiner Großmutter in der Küche geholfen, und besonders beliebt war mein Kartoffelsalat, ideal auch für die Picknicks am Pazifikstrand. Emberg fuhr einen alten Wilby's Jeep aus den USA und zum Kartoffelsalat brutzelte er auf dem Grill Asado (Rindfleisch-Steaks) und Würstchen.

Im Wohnzimmer fragte mich Doña Lucila, ob es auch in Deutschland Erdbeben gebe. Ich antwortete ihr, dass ich als Kind oft bei meiner Tante Elly die Schulferien in Stuttgart verbrachte und dass es dort hin und wieder ganz leichte Beben gebe, die jedoch keine Schäden anrichteten und nur Gläser und Geschirr im Schrank klirren ließen.

Nachdem wir gegessen und getrunken hatten, ging ich zurück in mein Zimmer. Ein Blick zu der Zimmerdecke ließ mich den dunklen Nachthimmel und die Sterne durch einen Spalt sehen, der sich nach dem Beben aufgetan hatte. Die frische Nachtluft breitete sich im Zimmer aus. Da an Schlaf nicht mehr zu denken war, las ich in Andrés Sabellas Buch „El Norte Grande“ (Der große Norden) weiter, ein Buch des Schriftstellers aus Antofagasta.

Das zweite Erdbeben ein Jahr später. Es war kurz nach Mitternacht und ich war gerade dabei, einen angefangenen Linolschnitt zu beenden, als plötzlich der Fußboden aus Bohlen unter mir sich hebte und senkte. Die Deckenlampe mit spärlichem Licht flog hin und her, alles knarrte und am Schrank öffneten sich die Türen und Gegenstände fielen zu Boden. Ich öffnete die Tür, die etwas klemmte, und blickte die steile Holzterrasse hinunter, die sich hin und her bewegte und wie ein Walross stöhnte.

Der Weg nach unten war zu riskant. Die Eingangstür hatte ich abgeschlossen. Diesmal dauerte das Erdbeben etwas länger und ich stellte mich unter den Türrahmen der angrenzenden Werkstatt. Das Gebäude aus dem 19. Jahrhundert aus Holz und noch von Engländern gebaut, hatte bei Erdbeben den Vorteil, dass es zwar schwankte, jedoch nicht einstürzte. In den „Callampas“, den Elendsvierteln, die sich wie Pilze an die Hänge der Voranden klammerten, waren zahlreiche Hütten, gezimmert oder aus Lehmziegeln, eingestürzt.

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Nur ein Traum

Zwischen den Häuserzeilen
seh´ ich Träume liegen,
und auf den sanften
Hügeln breitet frisch
sich Gras.
Vom stillen See her
zieht schon
Nebel auf.
Dort wo er leicht wird,
sich die Sonne
bricht,
und seh´ schon
Kraniche nach Süden
fliegen
im frühen Abendlicht

(Zittau, 12. September 2023)

Only a Dream

Between the houses´ rows,
I see there dreams to rest,
and on smooth hills
some freshly spreading
grass.
Mist raises yet from
silent lake.
There where it´s lighter,
sun breaks through,
and I see cranes
there flying south
at early
evening light

(Zittau, 12th September 2023)

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach



Der Radfahrer

Kein Berg zu hoch,
kein Weg zu lang,
mit Schaltung
dann im ersten Gang.
Bei jedem Wetter
unterwegs,
ob Stadt oder Land,
der Gesundheit zuliebe,
das ist allen bekannt.
Dann auf in den Urlaub,
ganz ohne Scheu,
übernachten auch
manchmal
bei Bauern im Heu.
Vorbei an Alleen,
von Bäumen gesäumt,
mit wachem Blick,
manchmal verträumt.
So genießt man die Tour
in frischer Luft,
erfreut sich an Blumen
und ihrem Duft.
Kein Autolärm,
kein Geruch nach Benzin,
so lässt es sich leben,
dem Alltag entflieh'n.

The Cyclist

No mountain too high,
no way too long,
with gears
then switch to first gear.
In any weather
on the way
in town or country
to please the health,
known to all.
Then start into holidays
without any shyness,
staying overnight
sometimes
in farmer's hay.
Along avenues,
bordered by trees,
with watchful eyes,
sometimes also dreaming.
Enjoying the trip
in fresh air,
gladdened by flowers
and their scent.
No noise of cars,
no smell of fuel,
so one can enjoy life,
escaping everyday's
monotony.

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

2 x Tiere, unerwartet

1.

Auf der Friedhofsinsel in Venedig
die Eidechse, die über den Grabstein
von Ezra Pound geklettert ist.

Die Sonne war
auf dem Grabstein
und auf der Eidechse.

Kann kaum so sein,
aber in meiner Erinnerung
war das der einzige Ort
wo es still war
und keine Menschen.

2.

In Berlin von Charlottenburg nach
Reinickendorf gelaufen und ungefähr auf Höhe
Tiergarten auf einem Grünstreifen
neben einer stark befahrenen Straße
drei (lebende) Hasen gesehen,
einen großen und zwei kleine.

Hatte einen Apfel dabei und hab
überlegt, ihnen was zuzuwerfen,
aber die Hasen haben gewirkt,
als hätten sie den Bezirk im Griff,
also weitergelaufen.

(3.

Beide Vorfälle fotografisch
dokumentiert,
aber Fotos lügen.)

Johannes Witek, geboren 1981 in Linz, lebt in Salzburg. Veröffentlichungen in Zeitschriften + paar Bücher. Letzte Einzelveröffentlichung: Salzburg Flood. Gedichte. container press, 2019. YouTube: Rostige Gießkanne des Todes.

Apoll und Zeus

Apoll
selige Huld
bedarf einer Ergötzung
deine Worte bräuchten Schwelgen
in einer bizarren nächtlichen Stimmung
und das Feuer der Träume glühte
ich wünsche, unverwelkliche Heimat hätte morgendliche Fittiche
Wortberührung

Zeus
prächtiger Machthaber
verführt von Nymphen
Heimat sei beglückend – beseligend
das Fernweh ruft Schwärmereien wach
und das Drangsal ward verloren – wohl an
ich wünsche, der Eigendünkel bliebe eine Vergessenheit
Zierlichkeit

Markiewicz Pawel

1983, wohnt in Bielsk Podlaski (Polen), Dichter-Philosoph, Träumer-Denker-Gelehrter. Am liebsten schreibt er Gedichte wie kurze Prosa. Gedichtelesungen beim Radio Tide Hamburg.

Dunkel und hell

Das Licht schwindet
Die Tage werden kürzer
Die Dunkelheit kommt
Doch eines bleibt uns:
Sternenlicht

Katja Leonhard

geboren 1974 in Kaiserslautern, Studium der Germanistik und Sozialpsychologie. Dozentin und Autorin. Lebt in Ingolstadt.

Im Wald

1

Wie wir da neben ihm stehen, das Flüstern der Blätter belauschen,
das Wiegen der Zweige belauschen, dieses Wiegen im Herztakt
des Ewigen, wie wir auf den hinter uns schwärmenden Pfad zurück-
schauen, zum Himmel hinaufschauen, der seine Farbtöne einsaugt,
wie wir da stehen an dieser Stelle, in dieser Stille, Minuten zählen,
uns seine Träume erzählen, ihm einen Namen geben, wie du die Hand
auf meinen Arm, seinen Arm legst, an meiner, seiner Brust horchst.
Wir wissen nicht, was wir sind, was wir suchen, hier zu dieser Stunde –
deine Wurzeln fühle ich wie die seinen, die warme Rinde fühle ich
wie deine Haut, umarme ich dich, umarme ich den Baum.
Der kühle Rauch und das Rauschen legen sich über den Wald.

2

Die Erinnerung wird einmal aus ihrer Falte jenen Tag hinauswerfen,
als wir da standen, ich sein Grün aus deinen Fingern leckte,
die frisch gespannten Blättchen aus deinem Mund küsste,
wie wir da waren stimmlos und keine Ahnung hatten, woran wir
lehnten; Kiefer, Buche, Lärche, wie dieser hellrötlich grundierte Tag
in uns eindrang, die Saiten berührte, ein Symphoniehauch.
Wir fragten uns, was wir wussten, fanden wir eine Stelle der
Erleichterung? Der Erläuterung? Wollten wir ihn beschützen?
Vor wem? Unserer Zudringlichkeit?

3

Und jetzt sind wir hier, wie damals, vor uns der Sand, das Grau.
Im Himmel, wie in einem blauangehauchten Spiegel sehen wir ihn,
den Baum, wir stehen erschöpft von der endlosen Schöpfung, er wächst
jetzt im Himmel, wir sehen uns dort, leicht, klein, mit ihm vereint

Irena Habalik

stammt aus Polen, lebt in Wien. Schreibt Lyrik, Kurzprosa, Aphorismen. Publikation von zahlreichen Gedichtbänden, zuletzt „Male dein Schweigen“, Gedichte (Ludwigsburg: Pop Verlag, 2021). Einige Preise, u.a. Theodor-Körner-Preis (Wien 1987). Näheres unter: <https://irenahabalik.wordpress.com>

Kochrezept: „Casserole Noirmoutière“

von Christa Blenk

Palourdes sind Muscheln, ähnlich der Venusmuschel, die man hier am Gois¹ bei Ebbe überall findet. Viele Menschen graben sie, vor allem in den wärmeren Monaten, täglich aus dem Schlick. Sie sollen nicht kleiner als 4 cm Durchmesser haben. Bis zu 2 kg pro Person darf man sammeln.

Zuhause müssen sie dann lange gewässert werden, damit sie den Sand abgeben. Dazu holt man sich entweder Salzwasser aus dem Atlantik oder man gibt ein paar Gramm grobes Salz in das Leitungswasser. Zwei- bis dreimal soll man das Wasser wechseln. Ich wechsele es alle 6 Stunden und das dreimal. Dann sind sie hundertprozentig sandfrei. Die Palourdes haben die Angewohnheit zu spucken (cracher – sagen die Franzosen). Besonders aktiv sind sie, wenn man sie bei auflaufendem Wasser – also wenn die Flut wieder kommt – sucht oder fischt. Deshalb ist es angebracht, die Palourdes im Salzwasser abzudecken, während sie sich vom Sand befreien.

In 2 EL Olivenöl und 2 EL Butter brate ich eine große Zwiebel, zwei Knoblauchzehen, zwei große, geschälte Tomaten, ein wenig Pili-Pili (Chili) und zwei Lauchstangen an und lösche es mit einem halben Liter Rosé-Wein (Mareuil) aus der Gegend (aber natürlich geht auch ein anderer – trocken, leicht und fruchtig soll er sein). In diesen Fond gebe ich anschließend einen Teelöffel Dijon-Senf und ein klein wenig geriebenen Ingwer. Dann gebe ich Karottenscheiben (nach Wunsch) und ein halbes Kilo der kleinen Noirmoutier-Kartoffel (2-3 cm groß) dazu. (Die sind deshalb so gut, weil sie mit den roten Algen, die das Meer im Herbst an den Strand wirft, gedüngt werden.) Zum Schluss ein wenig Salz von unserem Salzbauern Willy auf der Insel Noirmoutier und ein wenig Salicorne². Alles zusammen 20-25 Minuten köcheln und dann mindestens eineinhalb Kilo von den gut gewässerten und sauberen Palourdes darauf geben. Sobald sie sich öffnen sind sie fertig.

Perfekt für vier Personen, kann aber natürlich gestreckt werden, wenn man einen großen Topf hat.



¹ Die Straße namens Gois verbindet die Insel Noirmoutier mit dem Festland und ist nur bei Ebbe passierbar.

² Salicorne sind Meeresalgen, auch Meeresspargel genannt.

Vogelfrei – der Pop-up-Buchladen für Selfpublisher:innen

Dennis Hoffmann hat im Berliner Stadtteil Neukölln einen Pop-up-Buchladen für Selfpublisher:innen in einem ehemaligen Kiezkiosk eröffnet. Der Berliner Schriftsteller und Selbstverleger hat die Buchhandlung „Vogelfrei“ genannt, weil die darin ausgestellten Werke einerseits „frei wie ein Vogel sind“, aber andererseits auch ungebunden sind, eben „vogelfrei“, weil die Bücher in der Regel ohne Verlag veröffentlicht werden.

Den Kiosk stellt der gemeinnützige Verein „Open Tiny“ dem Kiez kostenfrei für kreative und soziale Zwecke zur Verfügung. Der Pop-up-Buchladen öffnet seit dem 4. April 2024 jeden Donnerstag seine Tore. Alle zwei Wochen veranstaltet Dennis hier Lesungen der Selfpublisher:innen.

Dennis hat mir in einem lockeren Gespräch über seine Idee hinter dem Pop-up-Buchladen, bisherige Rückmeldungen und seine Wunschvorstellung erzählt.

Meine Anreise

Ich verlasse die S-Bahn-Station „Sonnenallee“ und muss an den gleichnamigen Film von Sönke Wortmann denken. Nach einem kurzen Spaziergang erreiche ich den kleinen Kiezkiosk in der Treptower Straße 84. Die Tür steht offen, ich trete ein.

Dennis Hoffmann steht von seinem Tisch auf, begrüßt mich und schüttelt mir die Hand. Der ehemalige Kiosk ist klein, mit einem kleinen Ausstellungsraum im Eingangsbereich. Dahinter befinden sich eine kleine Abstellkammer und die Toilette. Auf den beiden Klappstischen hat Dennis Bücher der Selfpublisher:innen, Brettspiele, Schallplatten, Postkarten und andere kleine Kunstwerke ausgelegt.

Auf dem Tisch in der Raummitte hat Dennis einige Bücher liebevoll in Zeitungspapier eingewickelt. Laut einem Schild auf dem Tisch sind sie „Blind Dates“. Dennis nennt sie „Schicksalsbegegnungen“, weil die Käufer:innen nicht wissen, was sie bekommen. Dennis und ich unterhalten uns eine Weile. Spontan kommen wir auf die Idee, ein Interview zu führen.

Wie ist die Idee entstanden, die Buchhandlung zu eröffnen?

Zunächst möchte ich mein eigenes Buch verkaufen. Anfangs hatte ich die Idee, einen Buchladen mit gebrauchten Büchern zu eröffnen, das war mir aber zu einfallslos. Dann hat mir ein befreundeter Autor gesagt, viele Leute schreiben und verlegen selber. Aber die Idee wäre gar nicht entstanden, wenn ich diesen Raum nicht nutzen dürfte. Meine Frau hat hier den Kinderschachclub gegründet und so bin ich auf den Raum gekommen.

Der Verein „Open Tiny“ stellt einen ehemaligen Kiosk der Nachbarschaft zur Verfügung. So habe ich die Möglichkeit, einmal pro Woche die Buchhandlung „Vogelfrei“ zu öffnen.

Was ist der Gedanke hinter dem Buchladen?

Jeder, der selbst verlegt, kann hier seine Werke hinterlegen. Ich wähle auch nicht aus, da ich noch in der privilegierten Position bin. Und solange hier Platz ist, kann jeder hier sein Werk hinlegen. Es gibt nicht nur selbstverlegte Bücher, es gibt auch Magazine, Platten, (Brett-)Spiele. Comics habe ich leider noch nicht.

Die Idee ist, einen Spiegel für die versteckte Kreativität anzubieten und diese sichtbar zu machen. Hier gibt es tatsächlich Werke, die man so nirgends bekommt.

Eine noch größere Idee wäre eine Gesprächsmaschine. Ich verstehe ein Buch als eine Gesprächsmaschine. So erfährt man hier im Kiez oder in Berlin von Menschen und hat Einblicke in die Welten anderer Leute. Alle zwei Wochen finden hier Lesungen statt, alle teilnehmenden Autor:innen können hier lesen.

Da hoffe ich, dass eine Vernetzung stattfindet, eine Zusammenarbeit, und dass synergetische Effekte zu neuen Projekten führen können.

Haben die Besucher:innen Vorurteile, wenn sie merken, dass du Bücher von Selfpublisher:innen anbietest?

Überhaupt nicht. Man unterstellt den Selfpublisher:innen, dass sie keinen Verlag gefunden haben, weil der Text nicht so gut ist. Ich habe alle Bücher angelesen und es ist so, dass die Autor:innen, bevor sie ein Buch veröffentlichen, sicher sein wollen, dass es lesbar und verständlich ist. Sie machen sich dementsprechend Mühe. Ich habe hier kein Buch gefunden, das von der Qualität her unter dem Niveau von Verlagsbüchern liegt.

Sind im Buchladen nennenswerte Ereignisse passiert?

Einmal ist jemand reingekommen und hat gefragt, ob dies eine Partnervermittlung sei. Er hat vermutlich die als Überraschungen verpackten Bücher mit der Aufschrift „Blind Dates“ gesehen und die Buchhandlung für eine Partnervermittlung gehalten. Man kann diese Bücher kaufen, ohne zu wissen, was man bekommt. Sie sind gewissermaßen Schicksalsbegegnungen. Ein anderes Mal wollte einer etwas klauen. Ihm war es vermutlich auch egal, was. Hauptsache etwas klauen. (lacht)

Ansonsten halten es die Leute für eine super Idee. Das, was hier passiert, ist genau das Gegenteil von dem, was im virtuellen Raum passiert. Hier habe ich viele gepflegte, offene Gespräche, auch über Tabuthemen, über Themen unserer Zeit. Ich erfahre diverse Meinungen, die man sonst in den Medien und im Internet nicht bekommt.

Es ist ein Ort der Begegnung. Wenn wir eins zu eins miteinander reden, ist es unser letztes Refugium, dann erfahren wir uns als Menschen. Dann tauscht man sich eben aus. Das ist eine große Bereicherung und ich möchte auch mit diesem Laden erreichen, dass es nicht aufhört.

Wie war dein schriftstellerischer Werdegang bisher? Was sind deine Ziele als Autor?

An meinem Schreiben konkret interessiert mich schon unsere Zeit. Mich interessieren keine Geschichten, die vor 100 Jahren stattgefunden haben. Vielleicht nur in Bezug auf unsere jetzige Gegenwart. Ich habe immer schon geschrieben oder schreiben wollen. Für mich war das ein sehr langer Prozess.

Ich habe sehr viele andere Talente, ich war sehr breit gestreut. Bis ich vor drei bis vier Jahren gemerkt habe, dass ich in den anderen Bereichen genug erlebt habe. Ich habe gemerkt, dass ich reif genug bin, größere Werke in Angriff zu nehmen. Jetzt spitzt sich das immer mehr aufs Schreiben zu. Im Grunde ist es schwierig, das auf den Punkt zu bringen, weil Schreiben keine Tätigkeit für mich ist, die ich hobbymäßig mache. Es muss irgendwas dahinter sein. Ich folge da meinem Gefühl. Das ist sehr stark abhängig von den Themen, mit denen ich mich beschäftige. Wie verarbeite ich die usw. Wenn ich mir vornehme, nichts zu machen, dann schreibe ich, aber dieses „Nichtstun“ ist schwer herzustellen. (lacht)

Könntest du etwas über deinen Roman „Heilige Kühe“ erzählen?

In meinem Buch geht es um Konstruktion der Realität durch Geschichten. Und der Aufhänger ist der Ich-Erzähler, der sich mit Verschwörungstheorien beschäftigt. Durch die unterschiedlichen Geschichten, die sich durch seine Wahrnehmung framen. Irgendwann fängt er an, damit zu spielen, die heiligen Kühe, die rumlaufen, und seine inneren heiligen Kühe zu dekonstruieren.

Im zweiten Teil probiert der Protagonist sich eine neue Realität zu erzählen, sie damit zu erschaffen. Es ist ein Spiel mit der Realität, mit der Wahrnehmung. Es geht darum, wie Geschichten oder Ereignisse in bestimmten Formulierungen geframt werden und schon die Interpretation vorgeben. Das erlebt man tagtäglich, bei sich und bei anderen Menschen auch.

Möchtest du am Ende eigene Worte an die Selbstverleger:innen richten?

Die Utopie wäre, dass es eines Tages in jedem Kiez einen Laden gibt, in dem die Nachbarschaft ihre versteckten Schätze vorstellen kann, dass es eine Institution wird, aber das ist vermutlich sehr utopisch. Ich würde mich freuen, wenn der Buchladen bekannter wäre, wenn mehr Leute davon erfahren würden. Und natürlich, wenn mehr Autor:innen davon erfahren würden, die ihre Werke hier ausstellen würden.

Ich suche Selbstverleger:innen, Autor:innen von Kleinstverlagen und Hybridautor:innen mit ihren selbst verlegten Büchern. Ich hoffe auch, dass ich von Sachen inspiriert werde, von denen ich nicht wusste, dass man sie selbst verlegen kann. Die Tochter von einem Freund macht ihre Limonade selbst. (lacht) Das ist schon eine Geschichte für sich, ein elfjähriges Mädchen, das Limonade selber macht.

Ende und Abschied

Am Ende packt Dennis seinen Buchladen zusammen. Hier sieht man, dass es ein Pop-up-Laden ist. Alles, was er mitnimmt, passt in kleine Kartons.

Ab Mitte Juli wird Dennis eine Sommerpause machen, aber ab September soll es auf jeden Fall mit dem Buchladen weitergehen. Ich verabschiede mich von Dennis und kehre zur S-Bahn-Station „Sonnenallee“ zurück.

Mitmachen

Selbstverleger:innen, Hybridautor:innen (mit ihrem selbst verlegten Buch), Autor:innen von Kleinstverlagen, die mitmachen möchten, können gerne eine E-Mail an Dennis Hoffmann schreiben: parias.buecher@gmail.com.

Dennis Hoffmann, geboren 1978 in Duisburg. Er hat bildende Kunst, Theaterpädagogik und Journalismus studiert. Dennis Hoffmann hat 2022 bei neobooks seinen Roman „Heilige Kühe“ veröffentlicht.

Dario Schrittweise, Jahrgang 1980, lebt und arbeitet in Nürnberg. Am 22.03.24 hat er seinen Erzählband „Kaleidoskopische Welten“ bei BOD veröffentlicht. In seinem Blog „dario-schrittweise.org“ veröffentlicht er Erzählungen, Kurzgeschichten sowie Kunst- und Reisebeiträge etc.

Rezension „Hölderlinturm“ von Gerd Egelhof

Hölderlin war ein deutscher Lyriker hier aus dem „Ländle“. Berühmt geworden ist der Tübinger Hölderlinturm mit Blick auf den Neckar, in dem er seine letzten, verwirrten Lebensjahre verbrachte. Gerd Egelhof widmet eine Gedichtserie der Darstellung von Hölderlins Leben, Beruf, Liebe und Dichtung.

Gerd Egelhof verknüpft in diesem Band die Biographie und Bibliographie Hölderlins mit seiner eigenen. Wenn er am Schreibtisch sitzt und die ganze Nacht durchschreibt, fühlt er sich genauso von der Welt entrückt wie Hölderlin in seinem Turm. Diese Schreib-Retreats begannen während des Lockdowns.

In diesem Buch verweben sich Vergangenheit und Zukunft. Vier Gedichte sind der verstorbenen Mutter gewidmet. Es geht auch um das Loslassen früherer Jobs. Im Gedicht „Messlatte“ beschäftigt er sich mit den Nachteilen eines frühen Erfolgs:

*Früher großer Erfolg
legt die Messlatte
unglaublich hoch,
die man vielleicht später,
mit Stab oder ohne,
nicht mehr überspringen kann.*

Aber der Blick geht auch in die Zukunft, wenn er über die „Liebe wie am ersten Tag“ schreibt. Obwohl dieses Buch ganz verschiedene Inhalte und Themen enthält, so vereinen sie sich doch zu einem Ganzen, wie ein Mosaik aus verschiedenfarbigen Steinchen.

Gerd Egelhof: „Hölderlinturm“
Verlag make a book, 2024
Taschenbuch, 131 Seiten
ISBN 9783961721030

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	18.10.2024	30.10.2024	31.10.2024
Name	Irseer Pegasus	Vermächtnisse – Spuren des Todes	Weihnachts-Anthologie 2024
Genre	Prosa und Lyrik	Kurzkrimi	frei wählbar, z.B. Gedicht, Kurzgeschichte, Essay,...
Thema		Schätze und Verschollene Artefakte	Weihnachten
Umfang	Max. 15 Minuten Lesezeit, ca. 13.000 Zeichen inkl. Leerzeichen	Bis zu drei Texte (einzelne Dateien); max. 7.200 Zeichen (inkl. Leerzeichen)	max. 5 Normseiten
Form	Beitrag, Kurzvita, Veröffentlichungsverzeichnis sowie Erklärung, dass nicht mehr als drei eigenständige Bücher in der gewählten Gattung veröffentlicht wurden, in pdf-Datei	doc(x); Manuskript mit Name, Anschrift, E-Mail; linker Rand 2,5 cm, 4 cm rechts, 2,5oben, 2 unten; Times New Roman, Größe 12pt, 1,5zeilig, linksbündig, kein Zeilenumbruch, keine Silbentrennung, keine Einrückung, keine Zeilennummern, keine Sonderzeichen; Kurzvita (240 Zeichen) separat	Unveröffentlicht; als Word-(.doc/.docx) oder Text-Datei (.txt); Kurzvita in separater Datei, max. 240 Zeichen
Preis	Workshop der besten 12 Einsendungen, 1000 € für den ersten Platz	Anthologie-Veröffentlichung, Autoren-Rabatt	Anthologie-Veröffentlichung
Teilnehmer	1-3 literarische Buchveröffentlichung oder 5 kurze Erzähltexte oder 15 Gedichte, in Publikumsverlag oder lektoriert im Web		
Veranstalter	Schwabenakademie Irsee, Verband Dt. Schriftsteller in Bayern	Pohlmann Verlag	Thomas Opfermann
einsenden an	bewerbung@irseer-pegasus.de	ausschreibung@pohlmann-verlag.de	anthologie@thomas-opfermann.de
nähere Informationen	irseer-pegasus.de/teilnehmen.html buero@schwabenakademie.de Tel. 08341 906 664	www.pohlmann-verlag.de/AUSSCHREIBUNGEN/	www.thomas-opfermann.de/ausschreibungen

Datum	15.11.2024	30.11.2024	30.11.2024
Name	Ausschreibung Vier Uhr morgens	Glasmacherdorf im Frankenwald sucht Dorfschreiber (m/w/d)	GLAUSER Roman 2025
Genre	Kurzgeschichte	alle	deutschsprachiger Kriminalroman (Neuerscheinung)
Thema	Vier Uhr morgens, ohne konkrete Ortsnamen		Krimi
Umfang	max. 20.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen), maximal zwei Geschichten pro Person		Auch mehrere Bücher desselben Autors
Form	anonymisiert	Lebenslauf mit Publikationsverzeichnis; etwa 25-seitiger Auszug aus Veröffentlichung; zweiseitige Beschreibung des Projektes während der Residenzzeit, bevorzugter Aufenthaltszeitraum (Mai-Juli 25; Sept-Nov 25; Jan-März 26)	Erscheinung 1.12.2023-30.11.2024.; E-Book-Onlys, die alle anderen Kriterien erfüllen, können in ausgedruckter, gebundener Form eingereicht werden.
Preis		3 Monate Aufenthaltsstipendium in Kleintettau: Wohnung, Mittagessen und monatlich 1500 €	5.000 €
Teilnehmer	Du wohnst in oder kommst aus Berlin oder Brandenburg.	Über 18 Jahre; publiziert deutschsprachig, gerne Migrationshintergrund; bereits Buch veröffentlicht (kein Eigenverlag)	Es können nur Verlage einreichen. Kein Selbstverlag
Veranstalter	Berlin Authors	Carl-August-Heinz-Stiftung	SYNDIKAT e.V.
einsenden an	Hochladen unter https://file.berlinauthors.de/	per E-Mail: cah-stiftung@outlook.de	Lena Johansson unter roman.jury@das-syndikat.com
nähere Informationen	team@berlinauthors.de https://berlinauthors.de/anthologien/ausschreibung-2/	www.cah-stiftung.de/dorfschreiber/	https://www.das-syndikat.com/glauser-preise/ausschreibung/5498-die-ausschreibung-in-der-kategorie-roman-2025.html

Datum	16.12.2024	31.12.2024	31.12.2024
Name	Goldenes Kleeblatt gegen Gewalt 2024	Ü70 Schreibwettbewerb	Polly-Preis – Preis für politische Lyrik
Genre	Fantasy, Geschichte, Kurzgeschichte, Sage, Märchen, Mythen, Phantastik, Science Fiction(unveröffentlicht)	Prosa (unveröffentlicht)	Lyrik (unveröffentlicht)
Thema	Frieden schaffen	Rausch	
Umfang	Max. 3000 Zeichen inkl. Leerzeichen, nur ein Beitrag pro Person	Bis 20.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); pro Person nur ein Text	Max. drei Beiträge bzw. zwei Normseiten
Form	Deutschsprachig, 2fache Ausfertigung, anonym mit 6stelliger Kennnummer; Name, Adresse, Telefon, E-Mail, Kurzbiographie mit der Kennnummer in verschlossenem Kuvert	Deutschsprachig oder Dialekt; elektronisch (als PDF oder Word) oder per Post	deutschsprachig
Preis	1.) 1000 €, 2.) 700 €, 3.) 500 €, plus Sonderpreise	Teilnahme an Schreibwoche	1.) 1.000 €, 2.) 500 €, 3.) 250 €, + Jugendpreis 500 €; Veröffentlichung der besten 12 Texte
Teilnehmer		Autor/innen über 70	
Veranstalter	Forum Gewaltfreies Burgenland, Kinder- und Jugendanwaltschaft Burgenland, Landesjugendreferat Burgenland	Provinz GmbH, Stiftung Kreatives Alter, Zeitschrift „Schweizer Familie“	zugetextet.com
einsenden an	Kinder- und Jugendanwaltschaft, Europaplatz 1, A-7000 Eisenstadt, Österreich	Ü70 Schreibwettbewerb c/o JULL Junges Literatlabor, Bäregasse 20, CH-8001 Zürich / office@jull.ch	Hochladen hier: https://zugetextet.formular.systag.cloud/submit-form/84922f70-e491-48d6-bd93-d3a3845474db
nähere Informationen	post.jugendanwalt@bgld.gv.at, Tel. 0043 (0)57-600-2808 www.autorenwelt.de/verzeichnis/foerderungen/goldenes-kleeblatt-gegen-gewalt-2024	+41 44 221 93 81 https://ue70.ch/	redaktion.blogmag(at) zugetextet.com www.zugetextet.com/31-05-2024-24-uhr-ausschreibung-preis-fuer-politische-lyrik-polly-preis/

